



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

37. JAHRGANG ■ 3 | 2008





Die Esslinger Burgstaffel
(Foto: LAD, K. Fisch)

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
der Landesdenkmalpflege

3/2008 37. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien.
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. I. Plein
Redaktionsausschuss:
Dr. C. Baer-Schneider, Dipl.-Ing. V. Caesar,
Dr. D. Jakobs, Dr. C. Kieser,
Prof. Dr. C.-J. Kind, Dr. C. Mohn,
Dr. K. Preßler, Dr. A.-C. Schöne,
Dr. P. Wichmann, Dr. G. Wieland,
Dr. D. Zimdars
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner / Verena Schmynek
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 23000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Beim Glossar wurde zurückgegriffen auf:
Koepp/Binding: Bildwörterbuch der Architektur
Metzler Lexikon Antiker Architektur
Meyers Lexikon
<http://de.wikipedia.org/>

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- 125 Editorial
- 127 Das Firstständerhaus in Zeutern
Gemeinde Ubstadt-Weiher,
Unterdorfstraße 29a (Landkreis
Karlsruhe)
Angewandte Bauforschung und
Denkmalpflege
Robert Crowell / Ute Fahrbach-Dreher /
Barbara Kollia-Crowell
- 134 Die Esslinger Burgstaffel
Bauforschung als Basis
für ein Sanierungskonzept
Burghard Lohrum
- 140 Heißes Eisen beim kalten Herz
Keltische Eisenproduktion bei
Neuenbürg im Nordschwarzwald
Guntram Gassmann / Günther Wieland
- 144 5000 Jahre – 15 Hektar –
200 Gräber
Archäologische Ausgrabungen im
Bereich des Neubaugebietes Remseck-
Pattonville, Kreis Ludwigsburg
Jörg Bofinger / Przemyslaw Sikora
- 150 Das ehemalige Zisterzienserinnen-
kloster Seligental in Osterburken-
Schlierstadt
(Neckar-Odenwald-Kreis)
Doch ein Fall für die Denkmalpflege!
Claudia Baer-Schneider / Claudia Mohn
- 156 Archäologie und Bauforschung
Die Stadtmauern im Süden
der Konstanzer Altstadt
Frank Löbbecke
- 159 Der Truppenübungsplatz
Münsingen
110 Jahre Militärgeschichte
in Württemberg
Iris Fromm-Kaupp
- 165 Wie geht es weiter mit der Zeit-
schrift „Denkmalpflege in Baden-
Württemberg. Nachrichtenblatt
der Landesdenkmalpflege“?
Konsequenzen aus der Leserumfrage
Irene Plein
- 168 Ortstermin
Die älteste Werksiedlung
Mannheims
Vom Umbau der so genannten
Spiegelkolonie in Mannheim-
Luzenberg
Martin Wenz
- 171 Denkmalporträt
75-jähriges Jubiläum des
Homo steinheimensis
Zur Forschungsgeschichte des
Urmenschen-Schädels im Staatlichen
Museum für Naturkunde in Stuttgart
Reinhard Ziegler
- 173 Denkmalporträt
Das Stubenlicht eines
Schwarzwaldhofes und seine
Außenfarbigkeit
Zwei bemerkenswerte
baugeschichtliche Funde
Stefan Blum
- 175 Ausstellungen
- 176 Mitteilungen
- 180 Personalien
- 182 Buchbesprechung
- 184 Neuerscheinung

Editorial

Beim Erscheinen dieses Heftes laufen die Vorbereitungen für den Tag des offenen Denkmals im ganzen Land. Denn am Sonntag, den 14. September 2008, ist es wieder so weit: Denkmale, viele davon nicht allgemein zugänglich, werden durch Führungen und vielseitige Rahmenprogramme erlebbar gemacht. Als überzeugende Werbung für den Denkmalschutz hat dieser Tag als deutscher Beitrag zu den European Heritage Days einen festen Platz in den Kulturkalendern. Ich lade Sie ein, die Gelegenheit wahrzunehmen, Neues kennen zu lernen oder Bekanntes neu zu sehen.

„Vergangenheit aufgedeckt – Archäologie und Bauforschung“ lautet das diesjährige Motto. Es rückt insbesondere die Arbeitsweise von Archäologen und Bauforschern in den Mittelpunkt. So erlauben heute naturwissenschaftliche Methoden, archäologische Denkmale noch im Boden ohne jeglichen Eingriff zu erforschen. Werden Funde ergraben, so erfolgt ihre anschließende Restaurierung bzw. Konservierung in Anwendung hochtechnisierter Verfahren.

Damit arbeitet heute auch die historische Bauforschung, ein Spezialgebiet innerhalb der Denkmalpflege. Sie liefert Kenntnisse über den „Lebenslauf“ eines Gebäudes. Dieses Wissen hilft Denkmalpflegern und Eigentümern bei der Bestimmung des Denkmalwertes und wirkt sich bei Restaurierungen und Umbaumaßnahmen substanzschonend und kostensparend aus.

Für Baden-Württemberg bringt der diesjährige Tag des offenen Denkmals ein Ereignis besonderer Art mit sich, nämlich die bundesweite Eröffnung dieser Veranstaltung in Esslingen am Neckar. Die Stadt besitzt eine reiche Altbausubstanz und leistet engagierte Arbeit im Bereich der Denkmalpflege. Sie zeichnet sich durch den lebendigen Umgang ihrer Bürger mit dem baukulturellen Erbe aus. Zusammen mit dem Landesamt für Denkmalpflege, das in Esslingen seinen Dienstsitz hat, bereitet sie das Eröffnungsfest vor. Beide Veranstalter haben ein umfangreiches, das Denkmalthema von vielen Seiten beleuchtendes Programm, erstmals auch über den Tag des offenen Denkmals hinaus, zusammengestellt. Schon heute sage ich

Isometrische Darstellung der Stadt Esslingen, Plan: Werner Hartz.



allen, die sich hier engagieren, meinen herzlichen Dank!

Nicht nur der Denkmalpflege soll dieser Tag ein Forum bieten, Probleme und Erfolge ihrer Arbeit vorzustellen und in der Bevölkerung zu werben. Auch den privaten Eigentümern, ehrenamtlichen Helfern und engagierten Vereinen, die sich der Erhaltung historischer Bausubstanz widmen, bietet der Tag eine hervorragende Gelegenheit, ihre Arbeit der Öffentlichkeit vorzustellen. Ich möchte Sie, liebe Leserinnen und Leser, ermuntern, sich über die Arbeitsweise einer modernen Denkmalpflege informieren und für ihren Arbeitsgegenstand sensibilisieren zu lassen. Vielleicht könnten Sie sich dann sogar vorstellen, die Erhaltung eines Kulturdenkmals in Ihrem Wohnort mit zu unterstützen.

Ein weiteres besonderes Datum ist der 16. November 2008: die Feier des 150jährigen Jubiläums der Württembergischen Denkmalpflege. Im Jahre 1858 wurde der Ulmer Gymnasialprofessor Konrad Dietrich Haßler durch königliches Dekret zum ersten Konservator für die „Denkmale der Kunst und des Alterthums“ in Württemberg ernannt und dem Ministerium des Kirchen- und Schulwesens direkt unterstellt.

Bemerkenswert war die Wahl eines Historikers in dieses Amt. Sie zeigt den großen Einfluss privater Vereinigungen auf die Entwicklung staatlicher Denkmalpflege im 19. Jahrhundert. Die Überzeugung, dass die Kunst- und Altertumsdenkmale staatliche Fürsorge verdienten und nötig hatten, wurde damals vor allem von den aufblühenden Geschichts- und Altertumsvereinen getragen und verbreitet. In Württemberg waren in dieser Hinsicht der 1841 gegründete „Verein für Kunst- und Altertum in Ulm und Oberschwaben“ und der 1843 entstandene „Württembergische Altertumsverein“ in Stuttgart wegweisend. Haßler war Vorsitzender des Ulmer Vereins und beförderte den Ausbau des Ulmer Münsters entscheidend. Aber nicht nur die Baudenkmale unterlagen seiner Aufsicht, er war ebenso für die Bodendenkmale zuständig – eine moderne, weit blickende Entscheidung, die sich als zukunftsfähig erwiesen hat.

Ohne eine gezielte Öffentlichkeitsarbeit, die die fachlichen Entscheidungen und ihre Hintergrün-

de darlegt, kann Denkmalschutz keine Akzeptanz in breiten Bevölkerungskreisen finden. Auch muss vermittelt werden und eine gesellschaftlich getragene Überzeugung sein, dass Kulturdenkmale die unverwechselbaren Bilder unserer Städte und Landschaften prägen und touristische Anziehungspunkte von großem Wert sind.

Über den Aspekt von Schutz und Pflege hinaus ist auch der wirtschaftliche Nutzen von Sanierungs- und Vitalisierungsmaßnahmen erheblich. Es geht hier um Sicherung von Arbeitsplätzen, vornehmlich des Mittelstandes, und den Anstoß von Wirtschaftskreisläufen. Auch im Jahre 2008 unterstützt das Land die Erhaltung und damit oft auch die Nutzung von Kulturdenkmälern durch sein Denkmalförderprogramm in Höhe von 13,5 Millionen Euro.

Aus der Arbeit zweier Pioniere – in Baden amtierte seit 1853 der Architekt und großherzogliche Hofmaler August von Bayer als „Conservator der Kunstdenkmale“ – hat sich in Baden-Württemberg eine moderne, leistungsfähige Denkmalpflege mit hoch qualifiziertem und engagiertem Fachpersonal entwickelt. Ich danke allen hier tätigen Kolleginnen und Kollegen auch im Namen der Landesregierung herzlich für ihre von großem Idealismus getragene Einsatzbereitschaft und ihre fachlich fundierte Arbeit. Das tägliche Tun fordert sie zunehmend als Moderatoren in Abwägungsprozessen, in denen auch gegenläufige Interessen zu berücksichtigen sind. Die Landesregierung unterstreicht den kulturpolitischen Stellenwert von Denkmalpflege und Denkmalschutz und bekennt sich zu beiden als Zukunftsaufgabe.

Anlässlich der Ernennung von Konrad Dietrich Haßler appelliert der für den Aufgabenbereich zuständige Minister Gustav Rümelin an die interessierte und kundige Bürgerschaft, sich für die im „gemeinsamen Interesse“ stehende Arbeit des Konservators zu engagieren. Auch diese Bitte hat nach 150 Jahren nichts an Aktualität verloren.

Ernst Pfister MdL

*Wirtschaftsminister des Landes
Baden-Württemberg*

Das Firstständerhaus in Zeutern Gemeinde Ubstadt-Weiher, Unterdorfstraße 29a (Landkreis Karlsruhe) Angewandte Bauforschung und Denkmalpflege

Ohne Bauforschung wäre das Firstständerhaus in Zeutern (Abb. 1) nicht gerettet und unter Erhalt der bauzeitlichen Substanz saniert worden. Andererseits wurde unter Berufung auf die Ergebnisse der Bauforschung eine Entscheidung getroffen, die nicht im Sinne der Denkmalpflege war. Die Erkenntnisse der Bauforschung und ihr auf den ersten Blick widersprüchliches Einwirken auf die Sanierung soll dieser Artikel darstellen.

Robert Crowell / Ute Fahrbach-Dreher / Barbara Kollia-Crowell

Was ist ein Firstständerhaus?

Firstständerhaus? Dieser Begriff sollte zunächst einmal geklärt werden. Firstständerhäuser haben ihren Namen von den senkrecht aufgestellten Ständern, die vom Fußboden des Erdgeschosses ohne Unterbrechung zum First des Hauses reichen und durch geschossübergreifende Streben ihre Aussteifung erhalten (Abb. 2). Sie gehören der ältesten erhaltenen Baugattung von Fachwerkhäusern an und gehen bis ins 13. Jahrhundert zurück. Nur knapp 20 dieser Häuser sind in Nordbaden bekannt und die Bedeutung des Zeuterner Hauses kann wegen seiner Vollständigkeit nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Die Bauforschung rettet vor dem Abbruch

Die Rettung des Firstständerhauses ist einzig der Bauforschung zu verdanken. Das Gebäude wurde im Verzeichnis der Kulturdenkmale als Wohnhaus eines Bauerngehöfts von 1781 geführt, denn dieses Datum steht eingemeißelt im Torbogen des Kellers. Aufgrund seiner äußeren Erscheinung mit Krüppelwalmdach und unter Putz liegendem Fachwerk wurde das Firstständerhaus als barockes Bauernhaus angesehen, bis das Landesdenkmalamt auf das vermutlich höhere Baualter aufmerksam gemacht wurde. Bei der daraufhin in Auftrag gegebenen bauhistorischen Untersuchung zeigte sich, dass das Gebäude im Jahr 1457/58 errichtet wurde. Diese Datierung sollte zum Schlüssel für die Rettung des Denkmals werden, denn sie dokumentierte auf eindrucksvolle Weise die Bedeu-

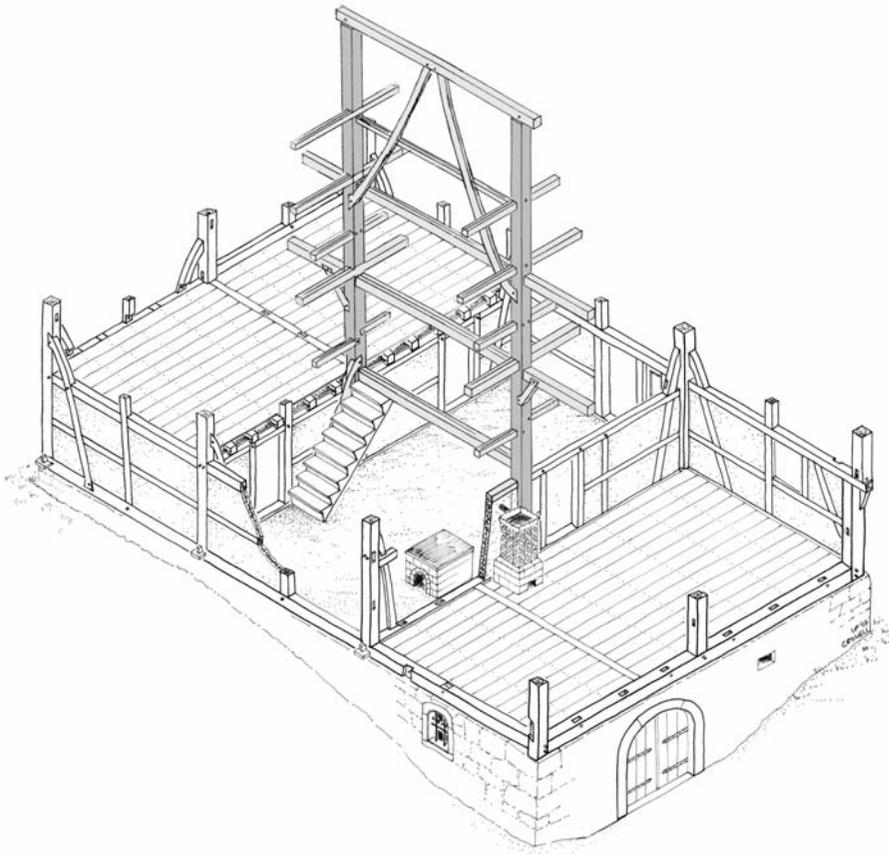
tung des Hauses nicht nur für das Dorf, sondern für die ganze Region.

Baugeschichte und Baubeschreibung

Das Haus steht mit dem Giebel zur Straße und besitzt einen dreizonigen Grundriss. In der Mittelzone befinden sich der Hauseingang zur Diele und die Küche, zur Straße hin liegt der Wohnbereich mit Stube und Kammer und rückwärtig befanden sich Kammern oder Kleinviehställe. Während die vorderen beiden Zonen noch aus der

1 Nordansicht des Firstständerhauses 2004.





2 Zu sehen sind der Schwellenkranz und die 11 m hohen Firstständer des Zeuterner Hauses. Der Rekonstruktionsversuch um 1458 zeigt das Erdgeschoss mit Treppe und Feuerstelle in der Mittelzone sowie dem Stubenofen. Angedeutet ist die Trennwand zur Kammer.

Bauzeit stammen, wurde der rückwärtige Teil infolge eines Brandes im Jahr 1715 weitgehend erneuert (Abb. 3). Ungewöhnlich ist, dass die drei erbauungszeitlichen Bundständer der hinteren Giebelwand Zapfenlöcher auf der Außenseite aufweisen, die als Anschluss für weiterführende Hölzer interpretiert werden können und somit eine vierte Zone vermuten lassen. Ob diese wirklich einmal realisiert wurde, ist nicht mehr zu klären.

Das Zeuterner Firstständerhaus hat zwei 11 m hohe Firstständer. Sie tragen in der mittleren Zone eine Firstpfette, die in Zusammenschluss mit den gegenläufigen Steigbändern, die Längsaussteifung

des Dachwerks bildet. Hochinteressant für die Hausforschung ist die Tatsache, dass sich diese altertümliche Pfettenkonstruktion auf die Mittelzone beschränkt, dagegen in den beiden äußeren Dritteln von einem fortschrittlichen Sparrendach zu sprechen ist. Die geringen Querschnitte der Sparren und ihr weiter Abstand lassen auf eine ursprüngliche Strohdeckung schließen.

Das Haus steht auf zwei unterschiedlichen Kellern. Durch die verformungsgetreue Bauaufnahme wurde ersichtlich, dass die Fluchten des hinteren Gewölbekellers nicht mit dem aufgehenden Bauwerk zusammenpassen und er folglich einem Vorgängerbau zuzuschreiben ist. Der vordere Balkenkeller wurde gleichzeitig mit dem aufgehenden Gebäude im Jahre 1458 erbaut.

Die „Schwarze Küche“

Den Mittelpunkt des Firstständerhauses bildet die Küche (Abb. 4), die sich ursprünglich über zwei Geschosse erstreckte. Der Rauch stieg von der gemauerten Kochstelle in den hohen Luftraum und dann durch zwei Öffnungen in der Obergeschossdecke ins Dach. Die Küche war im Obergeschoss und der Dachraum darüber bis zum First durch Lehmstakenwände vom Rest des Hauses abgetrennt. Damit fungierte ein Sechstel des Hauses als eine Art überdimensionierter Kamin. Das Fundament der ersten Feuerstelle im Haus, direkt auf dem gestampften Lehmboden aufgemauert, konnte bei der bauhistorischen Untersuchung freigelegt werden. Der Erhalt von originalen Wänden im Obergeschoss und der Decke der „Schwarzen Küche“ ist als Glücksfall zu werten, unterliegen doch Kochstellen und Rauchabzüge ständiger Modernisierung.

Die „Gute Stube“

In der straßenseitigen Zone befand sich die „Gute Stube“ mit der angrenzenden Kammer (Abb. 5, 6). Die Stube wurde von der Küche aus beheizt und auch die Kammer bekam etwas von deren Wärme ab, denn sie besaß, was ungewöhnlich ist, eine schmale Tür zur Küche. Die unterschiedliche Wertigkeit von Stube und Kammer schlug sich auch in der Ausstattung nieder. Die Kammer war stets bescheiden, die Deckenbalken nur gesäumt. Es gab keine Dämmung zwischen der Kammer und dem ungeheizten Raum darüber. Die Stube war aufwendiger gestaltet. Ihre Deckenbalken sind enger verlegt und glatt behauen mit einer Fase, die in eine so genannte Schiffskelle ausläuft. Zwischen den einzelnen Balken sind gehobelte Bretter quer zu den Deckenbalken in eine Nut eingeschoben, auf die eine Stroh-Lehm-Packung zur Wärmedämmung aufgebracht

3 Bauphasenplan





4 Die Küchensituation als Rekonstruktion um 1458. Der Rauch stieg von der gemauerten Herdstelle in den zweigeschossigen Luftraum und dann über zwei Öffnungen in der Deckenbalkenlage bis zum Dachspitz. Vermutlich war an der Außenwand der Küche ein Backofen angebaut, der aber nicht durch Befund nachgewiesen werden konnte, da bezeichnenderweise dieser Wandabschnitt erneuert worden war.



5, 6 Zu Beginn der Sanierung wurde ein moderner Fußboden entfernt und die alten Deckenbalken und Dielenbretter des 15. Jahrhunderts freigelegt. Die Verformungen und Schäden sind gut zu erkennen. Bei der Sanierung wurde die Trennwand zwischen Stube und Kammer nicht wieder errichtet. Zu sehen ist die schmale Tür, die von der Kammer in die Küche führte.



war. Die restauratorische Untersuchung belegt, dass die Stubenwände zur Erbauungszeit mit einer Holzvertäfelung verkleidet waren.

Die „Gute Stube“ stand stets unter einem gewissen Modernisierungsdruck. Zur Zeit des Barock waren das Sichtfachwerk außen und die rauchgeschwärzte Decke in der Stube nicht mehr zeitgemäß. Der Eigentümer ließ längsgerichtete, durchgehende Bretter zwischen den Deckenbalken anbringen und die Deckenbalken mit profilierten Brettern verkleiden und farbig bemalen.

Die Treppe ins Obergeschoss

Ungewöhnlich war die ursprüngliche Erschließung des Firstständlerhauses. Die Treppe ins Obergeschoss befand sich nicht, wie üblich, neben der Haustür, sondern in der Küche! Mit dem Bau des Gebäudes war im Obergeschoss zwischen den beiden Firstständen eine Lehmstakenwand an-

gebracht worden, um den Rauchraum der Küche zu schließen. Obwohl inzwischen verloren gegangen, gibt es Belege für diese Wand: am Geschossriegel neben den Stakenlöchern Rußkrusten zur Küche, zur Diele aber nur eine leichte Schwärzung, unfehlbar ein Indiz für eine ehemals geschlossene Wand. Eine Ausnahme bilden die letzten 90 cm, hier ist der Geschossriegel rundherum mit Ruß verkrustet und folglich war hier die Wand nicht geschlossen. Eine erbaungszeitliche Treppe muss an dieser Stelle ins Obergeschoss geführt haben.

Eine Diele, die Fragen aufwirft

Die ursprüngliche Nutzung des Obergeschosses ist nicht geklärt. Gerade hier, in der oberen Diele, sind noch Befunde erhalten, die stutzig machen. In süddeutschen Wohnbauten waren Dielen in der Regel mit Truhen möbliert, sonst jedoch ohne eine besondere Ausstattung. Bei dem Zeuterner

7 Blick von der Diele in die Stube.

8 Kammer. Durch beide Räume führt ein Steg, der die Besucherzahl reduziert, das Gebäude stabilisiert und den Fußboden schützt. Ursprünglich war die Stube wohl mit Truhen möbliert, was aus der unterschiedlichen Anzahl von Anstrichschichten zu schließen ist. Die Aussparungen im Lehm bezeugen ehemalige Schiebefenster.



9 Obergeschoss: Die Treppe führt von der Küche ins Obergeschoss. Rechts von der Treppe ist der Rauchschirm aus Flechtwerk mit Lehmewurf zu erkennen, der verhindert, dass sich der Rauch von der Feuerstelle in der Küche ungehindert in der Diele verbreitet. Von oben ist der unterschiedliche Fußbodenaufbau von Stube und Kammer im Erdgeschoss zu sehen.

10 Dachgeschoss: In der Mittelzone sind die beiden Firstständer mit den beiden Steigbändern zu erkennen. Eine geschlossene Fachwerkwand trennt den Raum über der Küche ab und verhindert, dass sich der Rauch im gesamten Dachstuhl ausbreitet. Gut zu sehen ist die Konstruktion des Schwebgiebels.

Firstständerhaus ist das anders: Zumindest bis zum Jahre 1715 war die Diele immer wieder dekorativ ausgemalt und somit im Sinne eines Empfangsraumes ungewöhnlich repräsentativ ausgestattet. Decke und Wände waren mit einer Holzverkleidung versehen. Um 1475 wurde ein Wandschrank in die vordere Bundwand eingebaut. Im 16. Jahrhundert wurde das Täfer entfernt und in der Folgezeit entstand eine erstaunliche Folge von Wandmalereien, zuerst eine florale Fassung mit roten Ranken auf dunklem Grund, danach sieben weitere Dekorationsschichten.

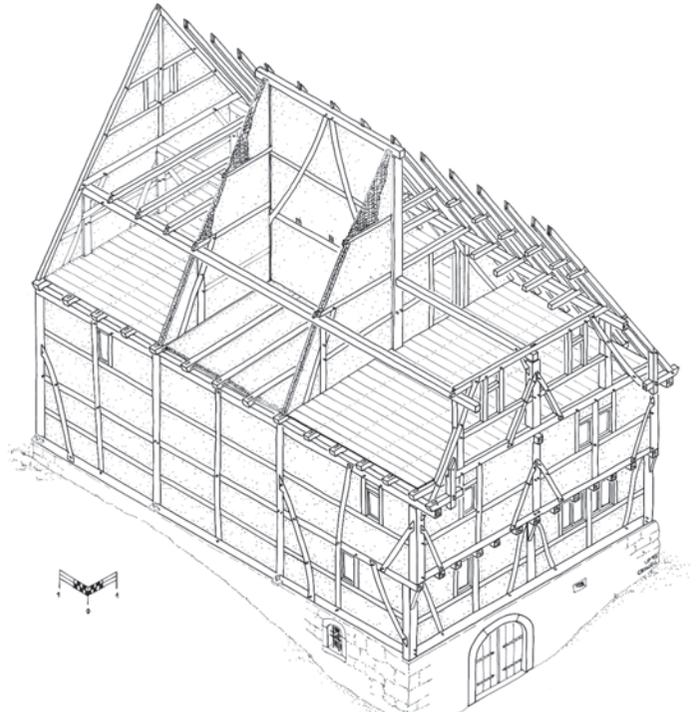
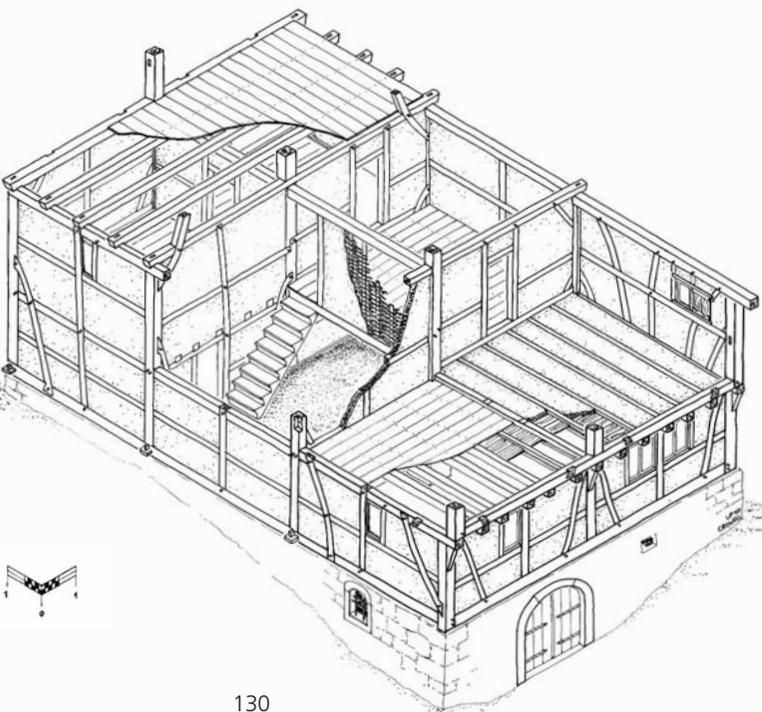
Sommerstube oder Altenteile?

Die beiden Räume an der Straßenseite (Abb. 7, 8) weisen die klassische Aufteilung in Stube und Kammer auf. Der direkt von der Diele aus erschlossene Raum entspricht mit seinen ursprünglichen Doppelfenstern zur Straße hin einer Stube, allerdings ohne Beheizung. Im Gegensatz zur Diele sind hier keine Dekorationsmalereien erhalten. Ob es solche jemals gegeben hat, ist nicht mehr festzustellen. Unterschiedliche Anstriche lassen lediglich auf eine Möblierung mit Truhen schlie-

ßen. In der Kammer hat sich recht derbe, aber flotte Fachwerkbemalung mit Inschrift „1671“ unverändert bis in die Gegenwart erhalten. Noch spektakulärer ist der Erhalt eines Kalkestrichs als Fußbodenbelag. Alles in allem ein ungewöhnlicher Befund: Eine aufwendig bemalte Diele, eine nicht dekorierte Stube und dazu eine abgelegene Kammer mit Ausmalung. Möglicherweise wurde hier ein „Altenteil“ eingerichtet, das sich trotz der fehlenden Heizeinrichtung der warmen Wand zum Luftraum über der Küche bedienen konnte.

Das Dachwerk

Der Dachstuhl (Abb. 9, 10) stammt zu 70 Prozent aus dem 15. Jahrhundert. Unglaublich, dass sich bis hin zu dem noch vorhandenen Schiebeladen (Abb. 11) über einen Zeitraum von 550 Jahren so gut wie nichts geändert hat. Die Ausfachung der Rauchzone war zwar nicht mehr vorhanden, aber die Stakenlöcher in den Sparren, Riegeln und Steigbändern legen hierfür Zeugnis ab. Und die erbauungszeitliche Giebelgestalt? Bei der näheren Untersuchung der für den Krüppelwalm und eine Dachreparatur verwendeten Hölzer konnte nach-



gewiesen werden, dass sie alle aus einem ursprünglichen Vollgiebel mit so genanntem Freigespärre oder Schwebgiebel stammten.

Abbruch unvermeidbar?

Mit dem sensationellen Ergebnis der Bauforschung argumentierte das Landesdenkmalamt für den Erhalt des Firstständerhauses, zunächst beim Eigentümer, dann in der Liste der verkäuflichen Kulturdenkmale. Aber als Wohnhaus war es, direkt an einer viel befahrenen Straße gelegen, nicht attraktiv genug und der Bauzustand zu schlecht. Außerdem war schon zu diesem Zeitpunkt klar, dass das Firstständerhaus zu wertvoll war, um es den Veränderungen auszusetzen, die die Nutzung als Wohnhaus zwangsläufig mit sich bringt. So reifte die Erkenntnis, dass es eher einer öffentlichen Nutzung zugeführt werden sollte. Im Jahr 2000 spitzte sich die Lage zu. Der Abbruchantrag lag bei der Genehmigungsbehörde und musste entschieden werden.

Das Nutzungskonzept entsteht unter dem Einfluss der Bauforschung

Ziemlich konkret waren unterdessen die Ideen zur Nutzung durch die Gemeinde geworden. Da das Erdgeschoss im rückwärtigen Bereich ebenerdig zu betreten ist, sollten die Räume dort der Gemeinde, Vereinen und für private Veranstaltungen zur Verfügung gestellt werden. Ober- und Dachgeschoss waren für eine museale Nutzung vorgesehen. Die Vorteile hinsichtlich des Substanzerhalts liegen auf der Hand. Im Erdgeschoss waren auf Grund späterer Veränderungen die Eingriffe in das Gebäude aus denkmalpflegerischer Sicht hinnehmbar. Im Ober- und Dachgeschoss dagegen sollte auf Installationen, abgesehen von Temperierung und Beleuchtung, verzichtet werden. Mit diesem Ziel wurden Bauplanung und Kostenberechnung erstellt. Die Gemeindeverwaltung hatte beim Landesdenkmalamt, bei der Denkmalstiftung Baden-Württemberg und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz Zuschussanträge gestellt. Mit einem soliden Finanzierungsplan durch bewilligte Zuschüsse ging der Bürgermeister vor den Gemeinderat – und verlor. Die Scheu vor den Folgekosten bewog die Mehrzahl der Gemeinderäte zur Ablehnung. In einer konzertierten Aktion gelang dennoch die Rettung. Ein Förderverein wurde, wenige Stunden nach der Ablehnung durch den Gemeinderat, ins Leben gerufen und begann mit dem Sammeln von Spenden. Mit zusätzlichen 50000 Euro und 1500 freiwilligen Arbeitsstunden trat der Bürgermeister nach vier Wochen erneut vor den Gemeinderat, der diesmal dem Kauf zustimmte.



Die Sanierung unter dem Einfluss der Bauforschung

Mit den Ergebnissen der Bauforschung wurde die Sanierung des Firstständerhauses so ausgerichtet, dass dem Erhalt der bauzeitlichen Substanz Vorrang eingeräumt werden konnte. Bei der Sanierung hat man zunächst den alten Schwellenkranz wieder hergestellt, um der Gesamtkonstruktion ihre kraftschlüssigen Verbindungen wiederzugeben. Durch die Resultate der Bauforschung konnten die fehlenden Teile sicher ergänzt werden. Die hervorragenden Zimmerleute gingen bei der Instandsetzung mit dem gesamten Fachwerkhaus sorgfältig um, aber beim Bestand aus dem 15. Jahrhundert wurde mit höchster Akribie und handwerklicher Könnerschaft gearbeitet. Für die verfaulten Fußbereiche der Ständer hat man aus altem Eichenholz passgenaue Ersatzstücke hergestellt und in den Altbestand eingefügt, um die Lastabtragung wieder zu gewährleisten (Abb. 12). Bei Fachwerkhölzern aus dem 19. und 20. Jahrhundert, die sich zum Beispiel an der Südostecke des Erdgeschosses fanden, konnten Balken erneuert werden.

Im Obergeschoss war ein Unterzug aus der Bauzeit des Gebäudes stark überlastet. Anstatt den Unterzug zu ersetzen oder zu verstärken, wurde im Dachgeschoss ein Überzug angebracht, der die Lastabtragung zum Teil übernimmt. Durch das verformungsgerechte Aufmaß, das der Bauforschung als Grundlage diente, ließ sich die Arbeit des Statikers wesentlich erleichtern und auf den Schutz der erhaltenswerten Bauteile abstimmen.

Als schwierig erwies sich die Erschließung von Stube und Kammer an der Straßenseite im Obergeschoss. Wie sollten diese Räume mit dem fragilen

11 Der Schiebeladen im Dachgeschoss stammt aus der Bauzeit des Gebäudes. Nach diesem Muster wurden die neuen Schiebeläden nachgebaut.

12 Bei der Reparatur der Hölzer wurde nur beschädigtes Material entfernt und durch passgenaue Ersatzstücke ergänzt.



Kalkestrich den Besuchern des Firstständerhauses zugänglich gemacht werden, ohne ihn zu betreten? Allein die Tatsache, dass bei öffentlicher Nutzung ein höherer Lastnachweis erbracht werden musste, schien unlösbar. Ein Steg aus Metall, der von der Mittelzone in beide Kammern führt, stabilisiert die Statik, reduziert die Zahl der Besucher, die sich gleichzeitig in beiden Räume aufhalten können und verringert damit die Belastung dieses Gebäudeteils, er schützt den Fußboden und erlaubt doch die Besichtigung der beiden Räume, die mit der Ausmalung, den Spuren der Möblierung und den rekonstruierten Schiebeläden spannende Einblicke in die Wohnwelt der Vergangenheit gewähren.

Rekonstruktion mithilfe der Bauforschung

Rekonstruierte Schiebeläden? Die Rekonstruktion verloren gegangener Bauteile kann sinnvoll sein, sofern sich damit der Gesamteindruck eines Gebäudes wiederherstellen lässt. In diesem Fall lag die Anbringung neuer Schiebeläden auf der Hand, waren doch die Aussparungen für die Läden in der Lehmausfachung des 15. Jahrhunderts erhalten (Abb. 13) und der Nachbau unproblematisch, da im Dachgeschoss noch ein Schiebeladen der Zeit existierte.

Ein anderer Wunsch nach Rekonstruktion wurde erst durch die Bauforschung geweckt, was zu Spannungen zwischen der Bauherrschaft und der Denkmalpflege führte. Das vielleicht spektakulärste Ergebnis der Untersuchungen war die Auffindung der ehemaligen Flugsparren. Nach ihrer Entdeckung wurde der Ruf nach Wiederherstellung laut, obwohl die Denkmalpflege den Erhalt der Krüppelwalme als Dokument für die Barockisierung um 1715 forderte. Grund für den Wunsch nach Rekonstruktion des Schwebgiebels war dessen ungewöhnliches Aussehen und ein barockes Fachwerkhaus mit Krüppelwalmdach in der Nachbarschaft. Das Firstständerhaus sollte sich diesem gegenüber deutlich absetzen. Während das barocke Krüppelwalmdach an der Südseite des Firstständerhauses erhalten blieb, präsentiert sich die Straßenseite nun in spätmittelalterlicher Manier (Abb. 14).

Rekonstruktion bedeutet Entfernung von Umbauphasen

Die Frage nach der Rekonstruktion einzelner Bauteile wird sich immer danach richten, welche Bauphase im Kulturdenkmal dafür aufgegeben werden muss. Im Firstständerhaus wurden die Umbauten des 20. und teilweise des 19. Jahrhunderts im gesamten Gebäude entfernt. Hier war die Bausub-

stanz einfach zu schlecht, die statische Sicherung und Erhaltung hätten Unsummen verschlungen. Die Bauforschung schuf durch die exakte Datierung des Bestandes die Möglichkeit, eine Zeitschicht im Gebäude zu eliminieren, ohne befürchten zu müssen, dass ältere, für wertvoller erachtete Teile des Hauses verloren gehen. In diesem Fall sah die Denkmalpflege in der Substanz des 19. und 20. Jahrhunderts kein Element, das für den Dokumentationswert des Gebäudes von Bedeutung war.

Rekonstruiert hat man die fehlenden Wände der Rauchküche im Obergeschoss und die alten Treppenfürungen. All das wurde von der Denkmalpflege wenig kritisiert, sind doch mit der Entfernung der bisherigen Treppen keine Verfälschungen der Baugeschichte verbunden, denn die heutigen Treppen sowie der „Rauchschirm“ lassen sich un schwer als neue Bauteile erkennen.

Die Farbgebung der Fassade

Denkmalfachlich nicht erwünscht ist die heutige Farbgebung der Fassade, die zwar auf einem Befund beruht, aber durch die Bauforschung nicht präzisiert werden konnte. An der Fassade war zwischen den vorkragenden Balken des Erdgeschosses ein Farbbefund zu vermelden: Graue Farbe auf Balken und angrenzendem Putz, roter Konturstrich und sonst kalkweißes Gefach (Abb. 17). Der Wunsch war geboren, das Haus in dieser Farbgebung zu streichen, die nicht die ursprüngliche war, sich nicht datieren ließ und nur an dieser Stelle nachgewiesen war. Die Denkmalpflege hätte es bevorzugt, das Haus einfarbig weiß zu streichen, denn alles deutet darauf hin, dass die Fassade auf Putz und Holz immer wieder gekalkt wurde.

Eine gelungene Sanierung dank der Bauforschung

In der Summe ist die Sanierung des Firstständerhauses in Zeutern sehr gelungen, und die staatliche Denkmalpflege ist dem Bauherrn und dem Förderverein sehr zu Dank verpflichtet. Was den Substanzerhalt angeht, darf es als eine Spitzenleistung der Handwerker, der Planer und letztendlich der Bauforschung gelten, denn ohne sie hätte man das Gebäude weder erhalten, noch unter der Wahrung des Dokumentationswertes sanieren können. Ein schöner Erfolg für die Bauforschung, dass sich mit ihrem Untersuchungsergebnis so trefflich für die Rettung dieses außergewöhnlichen Baudenkmals argumentieren ließ und dass sich eine aufgeschlossene Gemeinde und engagierte Bürger dafür begeistert haben.

13 Die Aussparungen im Lehm zeigen die ehemals vorhandenen Schiebläden an.





14 Die Schwebgiebel sind eine Besonderheit des Hausbaus im 15. Jahrhundert. Ihre Funktion ist unklar. Sie müssen eher als Schmuckelement angesehen werden.

Literatur

Firstständerhaus Zeutern. Ein mittelalterlicher Bau im Wandel der Zeit. Festschrift zur Einweihung im Juli 2007, Ubstadt-Weiher 2007.

Unveröffentlichte Manuskripte:

Bauhistorische Untersuchungen und Bauaufnahmen, Crowell-Architekten Karlsruhe.

Restauratorische Untersuchungen, Restaurator Schorer, Kusterdingen.

Auswertung der Grabungsergebnisse, Regierungspräsidium Karlsruhe, Referat 25.

Praktische Hinweise

Am Tag des offenen Denkmals ganztägig geöffnet, Führungen nach Bedarf.

Besichtigungen und Buchung über Gemeindeverwaltung Ubstadt-Weiher (Tel. 07251/61715) und gemeinde@ubstadt-weiher.de, vgl. auch die Homepage des Heimatvereins www.heimatverein-ubstadt-weiher.de

Glossar

Bundständer: im Fachwerkbau vertikales, geschosshohes Holz in Kreuzungs- bzw. Eckpunkten von Längs- und Querbund.

Firstpfette: Längsholz im First, das auf den Giebelwänden oder zusätzlich auf Bundständern aufliegen kann und die Rofen trägt bzw. die Sparren unterstützt.

Steigband: schräges Holz, das von dem unteren horizontalen Holz, der Schwelle, bis zum oberen horizontalen Holz, dem Rähm, reicht und dabei einen Bund- oder Zwischenständer überblattet.

Lehmstakenwand: Fachwerkwand, in deren Einzelfelder (Gefache) dünne Hölzer (Staken) eingesetzt sind, die mit Ästen oder Zweigen verflochten und mit einem Strohlehmgemisch umgeben werden.

Stakenloch: Ausnehmungen in den Gefügehölzern zur Aufnahme der Hölzer für eine Lehmstakenausfachung.

Flugsparren: Sparren sind geneigte, einander gegenüber angeordnete Hölzer einer Dachkonstruktion, die die Dachhaut tragen; Flugsparren, auch Freisparren genannt, liegen außerhalb vor den Giebelwänden und ermöglichen große Dachvorsprünge.

Dr. Ute Fahrbach-Dreher
Regierungspräsidium
Karlsruhe
Referat 25 – Denkmalpflege

Dipl.-Ing. Barbara Kollia-Crowell
Dipl.-Ing. Robert Crowell
Louisianaring 8
76149 Karlsruhe



Die Esslinger Burgstaffel

Bauforschung als Basis für ein Sanierungskonzept

Der Wehrgang auf der Esslinger Burgstaffel ist Bestandteil der mittelalterlichen Stadtbefestigung und hat in der Vergangenheit vielfältige Reparaturen und Erneuerungen erfahren. An diesem Prozess des baulichen Wandels hat sich bis heute nichts geändert und so stehen auch in den nächsten Jahren wieder einmal notwendige Erhaltungsmaßnahmen an.

Die im Auftrag der Stadt Esslingen durchgeführte Bauforschung ergab überraschende und für den zu entwickelnden Reparaturplan wichtige Ergebnisse. In welchem Umfang diese die denkmalpflegerische Zielsetzung der bevorstehenden Sanierung beeinflussten, ist Gegenstand der nachfolgenden Ausführungen.

Burghard Lohrum

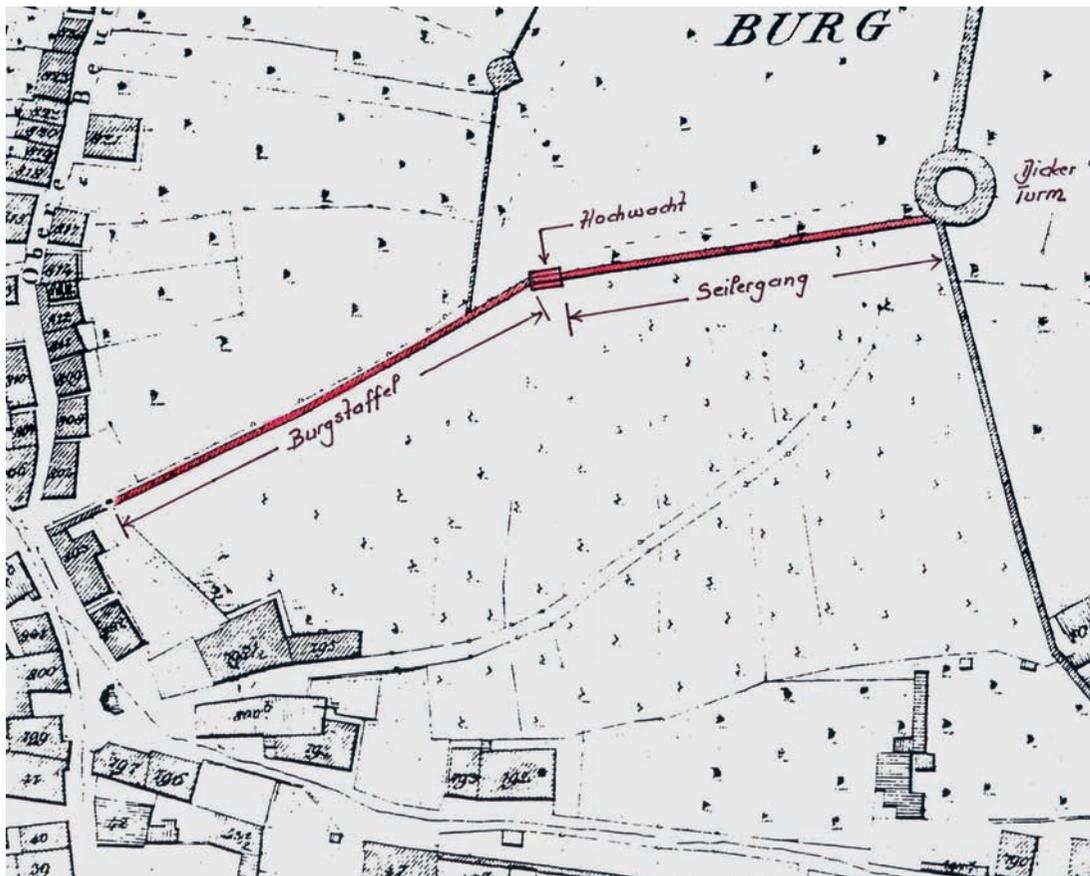
Lage und Funktion im städtischen Siedlungsgefüge

Nördlich des staufischen Stadtkerns von Esslingen erhebt sich der Schönberg. Seine baulichen Anlagen prägen die Silhouette der Stadt und wurden zum Teil schon im 13. Jahrhundert in die Stadtbe-

festigung einbezogen (Abb. 1). Der älteste Bereich besteht aus einer die Bergkuppe in Ost-West-Richtung sichernden und einer Schildmauer gleichenden Wehrmauer (Seilergang), ergänzt durch zwei flankenartig zur Stadt abfallende Flügelmauern, wobei die westliche Mauer als Burgstaffel bezeichnet wird. Neben baulichen Verän-

1 Die Esslinger Burg auf dem Schönberg.





2 Burgstaffel, Hochwacht und Seilergang auf dem Katasterplan von 1820/1850.

Glossar

Abbundzeichen: Symbole, Zählmarken oder Ziffern auf den Hölzern einer Holzkonstruktion. Da jede Holzverbindung individuell vor dem Aufrichten des Hauses hergestellt wurde, konnten die Bauteile nicht beliebig ausgetauscht werden. Jedes einzelne Holz musste deshalb beim Aufrichten genau wieder an die Stelle gesetzt werden, für die es hergestellt worden war. Daher wurden die einzelnen Hölzer für die eindeutige Zuordnung markiert.

Rähm: horizontales, eine Fachwerkkonstruktion oben begrenzendes Holz, auf dem die Decken-, Dach-, Kehl- oder Stichbalken aufliegen.

Schwellriegel: horizontales, eine Fachwerkkonstruktion unten begrenzendes Holz, als Riegel zwischen zwei Bundständer gezapft.

Steigband: schräges Holz, das von dem unteren horizontalen Holz, der Schwelle, bis zum oberen horizontalen Holz, dem Rähm, reicht und dabei einen Bund- oder Zwischenständer überblattet.

Nonnen u. Mönchziegel: Dachziegel in Form einer der Länge nach halbierten Röhre; die Ziegel mit Nase und Rundung nach unten heißen Nonnen, die darauf gedeckte zweite Lage mit der Rundung nach oben, heißen Mönche.

Waldkante: Der aus dem Holzstamm gewonnene Balken kann an einigen Stellen noch Teile der Stammrundung, die Waldkante, besitzen.

Kammvertiefung: Als Verkämmung bezeichnet man die Verbindung zweier sich kreuzender, nicht bündig übereinander liegender Hölzer. Sie wird durch verschiedenartig ausgeformte Einschnitte in beiden Hölzern, den Kammstegen (Kämme) und Kammsitzen (auch Kammvertiefungen), erreicht.

derungen an den Mauern selbst wurden diese in den folgenden Jahrhunderten in weitere Verteidigungsanlagen einbezogen. Sie führten im Laufe der Zeit zu einer burgähnlichen Anlage, ohne dass dem Gesamtkomplex je die Funktion einer Burg zugekommen wäre. Im heutigen Zustand verläuft sowohl auf dem Seilergang wie auch auf der Burgstaffel, getrennt durch die Hochwacht, ein Wehrgang (Abb. 2).

Mängel am baulichen Bestand und die Notwendigkeit ihrer Behebung

Die reparaturbedürftige Dachhaut dieser Wehrgänge stellt eine Gefahr für die zur Burg aufsteigenden Besucher und die anliegenden Nutzer der Burgweinberge dar. Doch auch das Bauwerk selbst leidet unter den Lücken im Dach und dem sich ungehindert ausbreitenden und die Ziegeldeckung durchwuchernden Efeubewuchs. Gründe für die Frage, in welchem Umfang und nach welchen Kriterien die eingetretenen Schäden behoben und wie sie für die weitere Zukunft vermieden werden können, gab es also viele.

Der Umfang der baugeschichtlichen Untersuchungen

Den ersten praktischen Schritt für eine Entscheidungsfindung bildete die bauhistorische Untersuchung von Burgstaffel und Seilergang. Sie kon-

zentrierte sich auf das Holzwerk und die Eindeckung der beiden Wehrgänge, wobei die nachfolgenden Ausführungen in erster Linie die Erkenntnisse zur Burgstaffel darstellen werden. Im Einzelnen sollten die Untersuchungen Antwort auf folgende Fragen geben:

1. In welchen baugeschichtlichen Kontext ist der Bestand einzuordnen, und wie wirkt sich das Ergebnis auf die Denkmalwertigkeit aus?
2. Welche baulich konstruktiven und nutzungsbedingten Vorgaben liegen dem Bestand zu Grunde, und wie sind sie bei den anstehenden Sanierungsmaßnahmen entweder im Detail oder im Rahmen eines übergeordneten Konzepts zu berücksichtigen?
3. Wie umfangreich ist die historisch relevante Substanz in Bezug zu den bis zum Zeitpunkt der Untersuchung eingetretenen Verlusten, und welche Differenzierungen ergeben sich daraus für den Reparaturanspruch?
4. In welchem Umfang beeinträchtigt das angegriffene Schadensbild die oben aufgeführten Ergebnisse und die darauf aufbauenden Anforderungen?

Die Baugeschichte

Die am Holzwerk angetroffenen und von den damaligen Zimmerleuten für den koordinierenden Aufrichtvorgang angebrachten Abbundzeichen erlauben eine wichtige Aussage. Sie belegen, dass

es sich beim Wehrgang der Burgstaffel zu seiner Erbauungszeit um eine einheitlich geplante, von der Hochwacht bis zur Unteren Beutau reichende Holzkonstruktion handelte.

Die dendrochronologische Auswertung der entnommenen Holzproben ergab unterschiedliche Ergebnisse. So schwanken die Fälldaten der Eichenhölzer zwischen Winter 1496/97 und Winter 1498/99. Im Vergleich dazu datieren die Schlagperioden der verbauten Tannenhölzer in die Winter 1494/95 oder 1495/96. Die zeitliche Differenz ist durch den unterschiedlichen Transport, beziehungsweise durch eine zwischenzeitliche Lagerung der Bauhölzer erklärbar. So handelt es sich bei den Nadelhölzern ausschließlich um geflößtes Holz und bei den Eichenhölzern mit hoher Wahrscheinlichkeit um Bäume ortsnahe Waldbestände.

Hinsichtlich des Zeitpunktes der Verbauung geben die angetroffenen Abbundzeichen wertvolle Hinweise. Während einige der Hölzer mit ausgestemmt Ziffern markiert wurden, zeigt die Mehrzahl der Wehrganghölzer mit Rötelkreide aufgemalte Zählzeichen. Dies ist insofern beachtenswert, da die Markierungen mit Rötel, im Vergleich zu den ausgestemmt Abbundzeichen, entscheidende Nachteile besitzen. Sie werden bei längerer Lagerung, zum Beispiel bei Regen, unleserlich und wurden daher nur dann verwendet, wenn der Aufrichtvorgang unmittelbar bevorstand. Zusammenfassend ist die Abzimmerung des Burgstaffelwehrganges in die Zeit um 1500 zu datieren. Zur gleichen Zeit, oder wenig später, wurde auch die im Schnittpunkt von Burgstaffel und Seilergang abgezimmerte Hochwacht errichtet. Die spätesten Fällungen der für den Bau verwendeten Hölzer datieren in den Frühsommer 1501. In diesen Zeitraum weisen auch die am Seilergang gewonnenen Baudaten. Nach den ermittelten Fälldaten wurde dessen Wehrgang zwischen Winter 1499/1500 und Sommeranfang 1501 errichtet. Im Zusammenhang mit den Baufugen verschiedener Mauerwerkserhöhungen ergänzen alle drei ermittelten Bauzeiten das historische Bild dahingehend, dass es sich bei den auf der ältesten Schönbergbefestigung erhaltenen Holzkonstruktionen im Kern um eine einheitliche, in den Jahren um 1500 durchgeführte und wohl eine ältere Situation ersetzende Baumaßnahme handelt.

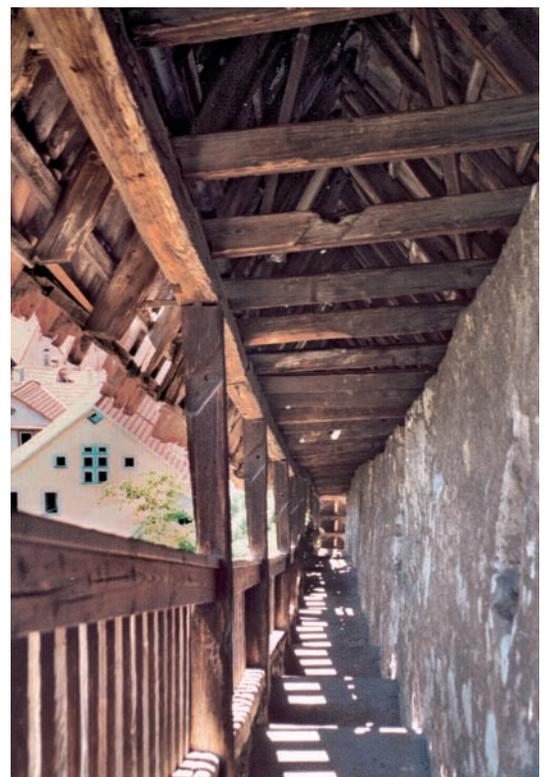
Die bauliche und konstruktive Ausführung des Burgstaffelwehrgangs

Das hölzerne Traggerüst für das Wehrgangdach bilden eichene Ständer (Abb. 3). Sie stehen auf einer niedrigen Sockelmauer und tragen kopfzonig ein parallel zur Mauerkrone verlaufendes Längsholz, das Rähm. Gleichfalls parallel zur Mauer verlaufen sogenannte Schwellriegel. Im Gegensatz

zu dem durchlaufenden Rähmholz reichen sie nur von Ständer zu Ständer, wobei sie in diese fußzonig eingezapft sind. Zwischen Rähm und Schwellriegel unterteilen annähernd mittige angeordnete Riegel die Höhe der hölzernen Wehrgangbegrenzung. Auf dem Rähm und einem auf der massiven Wehrmauerkrone verlegten, in Längsrichtung verlaufenden Auflagerholz liegen quer verlegte Balken, die Dachbalken. Zusammen mit den in den Dachschrägen angeordneten Sparrenpaaren bilden sie die hintereinander aufgestellten Dachdreiecke.

Damit sich die Gesamtkonstruktion nicht verschiebt, waren zusätzlich winkelsichernde Hölzer verbaut. Parallel zum Firstverlauf handelte es sich um sogenannte Steigbänder, die beginnend an den Schwellriegeln die Gerüstständer überqueren und am Rähmholz endeten. In Querrichtung waren gleichfalls aussteifende Hölzer vorgesehen. Sie reichten vom Gerüstständer über den Dachbalken der Dachdreiecke und endeten erst am gegenüberliegenden Sparren. Ihre Aufgabe bestand wohl darin, das Dachwerk mit dem unteren Traggerüst zu verklammern.

Eine besondere Beachtung verdient die Auflagerung, beziehungsweise die Aufkämmung der Dachbalken auf Rähm und Mauerholz. Die an den beiden Auflagerhölzern ausgeführten Einschnitttiefen orientieren sich an der Steigung der Mauerkrone, sodass die Dachbalken waagrecht und die damit verblatteten Sparrendreiecke senkrecht zu stehen kamen. Eine Beobachtung, auf die bei der Beschreibung des Schadensbildes noch einmal eingegangen wird.



3 Blick in den Wehrgang der Burgstaffel. Auf dem von den Gerüstständern getragenen Rähmholz und der Massivwand ist das Dachwerk abgezimmert.



Alter Bestand und historischer Verlust

Das Dachwerk des Burgstafelwehrganges besteht aus insgesamt 128 Sparrenpaaren. Davon sind noch 109 Gebinde vollständig erhalten. Von den verbleibenden Dreiecken sind drei Gebinde vollständig ersetzt, während bei den restlichen Sparrendreiecken noch einzelne Bestandteile, wie zum Beispiel Sparren oder Dachbalken erhalten blieben. Innerhalb des unteren Traggerüsts wurden von ehemals 75 laufenden Metern Eichenständern noch etwa 35 lfdm angetroffen, wogegen sich der Bestand bei den eichenen Schwellriegeln von ca. 125 auf knapp 55 lfdm reduziert hat. Anders bei den mittigen Riegeln, die infolge jüngerer Umbauten inzwischen vollständig abgängig sind. Werden alle um 1500 verbauten Konstruktionshölzer zusammengefasst, so beläuft sich der bauzeitliche, noch heute erhaltene Holzbestand auf ca. 77 Prozent. Ergänzt wird diese Aussage durch die Bewertung der Wehrgangmauer. Mit Ausnahme einer kleinen Lücke im oberen Bereich, lässt sich der erhaltene Umfang auf knapp 98 Prozent beziffern. Demgegenüber ist eine quantitative Angabe über den aus der Bauzeit überkommenen Dachziegelbestand weitaus schwieriger. Dies umso mehr, da die heutige Eindeckung die unterschiedlichsten Verlegearten der ausschließlich aus Hohlziegeln bestehenden Dachhaut aufweist (Abb. 4). So wechseln sich Dachflächen mit so genannten Spareindeckungen, bestehend aus Nonnenziegeln und eingespeisten Fugen, mit Flächen aus Nonnen- und Mönchziegeln ab. Ergänzt werden diese beiden Deckungsarten durch große Abschnitte, auf denen Nonnen und nur sporadisch vorhandene Mönche miteinander kombiniert sind. Erschwerend kommt hinzu, dass der den Wehrgang überwuchernde Efeu stellenweise keine genaue Übersicht zu den unterschiedlichen Verlegearten erlaubt (Abb. 5).

Eine einigermaßen fundierte Aussage zur ursprünglichen Art der Dachdeckung ist auch eng mit dem angetroffenen Dachlattenbestand verknüpft. Auf dem Wehrgang der Burgstafel sind ca. 1500 lfdm Dachlatten verbaut. Anhand der Schiefstellungen der Sparrenpaare, der Querschnitte der Latten und ihrer Patina, sowie unter Be-

rücksichtigung der dendrochronologisch im Zuge des Seilerganges ermittelten Bauabschnitte lassen sich insgesamt fünf verschiedene Lattungsarten unterscheiden. Ohne an dieser Stelle näher auf die einzelnen Unterschiede und zugehörigen Bauabschnitte auf dem Seilergang einzugehen, kristallisierte sich an der Burgstafel heraus, dass die zwischen den Gebinden 12 und 31 aufgenagelten Dachlatten der ältesten erhaltenen Ausführung angehören. Im Vergleich mit den regional bekannten, sicher als mittelalterlich zu bezeichnenden Beständen ist es höchst wahrscheinlich, dass diese außergewöhnlich starken und mit auffallend hohem Waldkantenanteil versehenen Lattenhölzer der Bauzeit des Wehrganges zuzuordnen sind.

Bei der Erörterung der ursprünglichen Eindeckungsart sind somit ausschließlich die Dachabschnitte relevant, auf denen die oben ausgewählten Dachlatten angetroffen wurden.

Darauf aufbauend bestand die älteste, höchstwahrscheinlich der Bauzeit zuzuordnende Dachdeckung aus einer Hohlziegeleindeckung unter der Verwendung von „Mönch“ und „Nonne“. Die mit der hohlen Seite nach oben verlegten Nonnenziegel hängen mit ihren Nasen an den Dachlatten und bilden nebeneinander verlaufende Rinnen, während die umgekehrt dazu verlegten Mönchziegel die Fugen der Nonnenziegel abdecken. Alle anderen Verlegearten sind das Ergebnis des über die vergangenen Jahrhunderte eingetretenen Verlustes, wobei man wohl bei lokalen Flickungen schon vor dem 19. Jahrhundert dazu überging, auf eine Ziegelabdeckung der Fugen zwischen den „Nonnen“ zu verzichten und stattdessen, auch infolge fehlender Mönchziegel, die Vermörtelung der Fugen vorzunehmen. Insofern vermittelt die Ziegellandschaft der Burgstafel ein über Jahrhunderte gewachsenes und in diesem Sinne ein die Burgstafel prägendes Erscheinungsbild.

Der angetroffene Schadensumfang

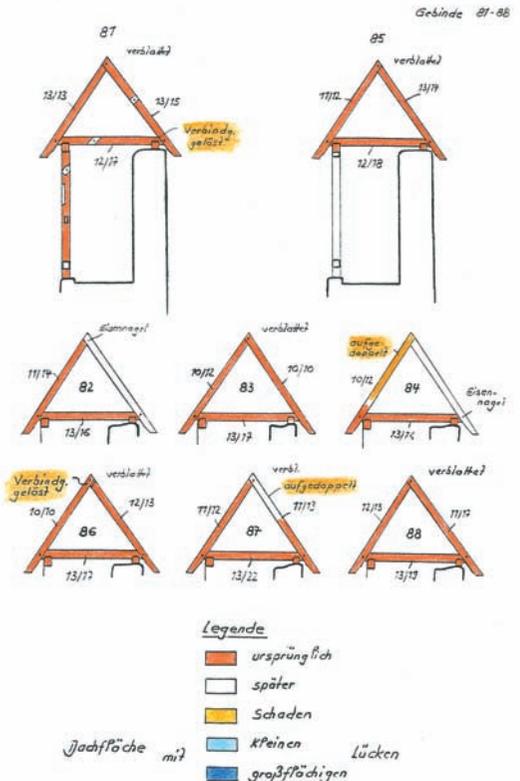
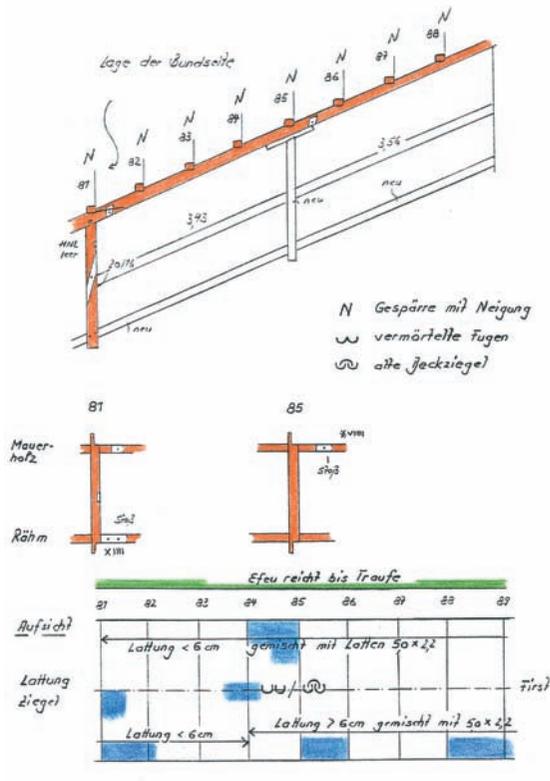
Bei der durchgeführten Schadenskartierung wurden am Holzwerk des Wehrganges keine gravierenden Schäden aufgenommen (Abb. 6). Von insgesamt 128 Sparrenpaaren weisen jedoch 90 Gebinde starke Schiefstellungen auf, wogegen die senkrecht stehenden Sparrenpaare das Ergebnis früherer Reparaturen, verbunden mit partiellen Dachhauertenerungen sind. Im Zusammenhang mit den eingetretenen Neigungen erfolgte in der Regel ein Verrutschen der Dachbalken aus der Kammvertiefung. Dies wirkte sich auf die Standicherheit nachteilig aus, worauf man zu einem späteren Zeitpunkt mit dem Einbau der heute anzutreffenden Längssicherung reagierte. Auswechslungen von ganzen Hölzern oder Holzteilen, die Aktivierungen gelöster Verbindungen oder die An-

4 Detail der Hohlziegeleindeckung mit den verschiedenen Arten der Fugenabdeckung. Bei der Variante mit der Ziegelabdeckung wurden neben nachgemachten Nonnenziegeln auch alte Mönchziegel verwendet.



5 Dachfläche der Burgstafel mit dem überwuchernden Efeu. Im Vordergrund eine Ziegel-lücke im Traufbereich.

6 Bestands- und Schadensdokumentation am Holzwerk und der Dachhaut. Ausschnitt zwischen den Gebinden 81 und 88.



bringung von Verstärkungen halten sich in Grenzen. Unter der Einhaltung eines in dieser Hinsicht nur auf das absolut Notwendigste ausgelegten Maßnahmenkataloges wird der Verlust weiterer Altsubstanz durch die Sanierung weniger als 5 Prozent betragen.

Anders verhält es sich bei der Schadensbewertung der durch die verschiedenen Verformungen welligen und in sich verwobenen Dachhaut. Bei einer Gesamtfläche von ca. 515 qm sind ca. 70 als undicht zu bezeichnen. Die sich aus vielen Einzelflächen zusammensetzende Zahl erscheint auf den ersten Blick niedrig, berücksichtigt aber nicht, dass sie sich, infolge der notwendigen Ausbesserungen an den Randzonen, deutlich erhöhen kann. Auch die Beseitigung des Efeubewuchses birgt ein hohes Risiko für weitere Flächenverluste. Erschwerend für eine genauere Einschätzung des zu erwartenden Ziegelverlustes kommt hinzu, in welcher Art und Weise die lokale Zugänglichkeit geregelt werden kann. So sind große Bereiche der Dachflächen von außen weder einsehbar noch erreichbar. Dieses Problem ist nicht neu und hat schon in der Vergangenheit entweder zu einem großflächigen Ziegelaustausch oder zu unzureichenden Flickwerken geführt. Eine weitere Komponente bei der Beurteilung des Ziegelbestandes ist in diesem Zusammenhang der Zustand der Dachlatten. Zum Teil gebrochen oder durch die Last der Ziegel abgerutscht, ist zu befürchten, dass ihr partielle Erneuerung zu weiteren Verlusten an der Dacheindeckung führen wird. Genauere Aussagen zum Zustand der Latten waren zwar für Teilbereiche möglich, eine genauere Ein-

schätzung bedingt zumindest die partielle Entfernung der Ziegeleindeckung. Im Vergleich zum Holzwerk gestaltete sich das Schadensbild der Dachdeckung somit weitaus komplexer und führte zu dem Schluss, dass wohl weit mehr als die Hälfte der 515 qm großen Dachhaut zu ersetzen sein wird.

Die denkmalpflegerischen Anforderungen

Durch die Ergebnisse der Bauforschung fokussierten sich die denkmalpflegerischen Überlegungen in Bezug auf ein Sanierungskonzept vor allem auf die zukünftige Behandlung der Dachdeckung und weniger auf die Holzkonstruktion. Denkmalpflegerisches Ziel ist die Erhaltung der Dachhaut mit lokalen Reparaturen und Ergänzung. Dafür musste ein praktikables und kostenrealistisches Konzept entwickelt werden. Zudem stand damit auch der für die Holzkonstruktion entworfene Reparaturplan auf dem Prüfstand, war es doch eine unbeantwortete Frage, in welchem Umfang sich der Erhalt der Dachhaut auf die Arbeiten an dem darunter befindlichen Holzwerk auswirken wird. Aufbauend auf dieser Situation erschien die Einrichtung eines Probefeldes eine sinnvolle Annäherung an die veränderte Zielrichtung zu sein. Dieser Vorgang konnte aber nur dann erfolgreich sein, wenn der dafür ausgesuchte Wehrgangsbereich das typische Schadensbild repräsentativ widerspiegelt und die Machbarkeit der vorgesehenen Restaurierung nicht nur theoretisch, sondern durch die praktische Arbeit vor Ort getestet werden kann.

Der Praxisversuch

Die erste Bewährungsprobe hatte das aufzustellende Gerüst zu bestehen. Es musste die sichere Annäherung an den sich auf der Dachfläche ausbreiteten und durch die Ziegelfugen wuchern den Efeu ermöglichen. Nachdem es stand, konnte über dem Dach liegend, in geduldiger Kleinarbeit das Rankenwerk zerschnitten und entfernt werden (Abb.7). Gleiches geschah unter der Dachhaut, wobei kleinste Reste der Ranken in den Fugen verblieben. Insgesamt verliefen die Arbeiten erfolgreicher als erwartet und richteten an der Dachhaut keine weiteren Schäden an.

Überzeugte bis jetzt das sensible Vorgehen des Gartenbautechnikers (Michael Enderle, Ettenheim), so wurden die Meinungen darüber, wie mit dem angetroffenen Ziegelbestand umzugehen sei, immer unverbindlicher. In dieser Phase der Ungewissheit wurde eine grundlegende Stellungnahme zum Dachziegelzustand immer dringlicher und verlangte nach dem Einsatz eines Experten (Dr. Jürg Goll, Cham/ Schweiz). Dessen Antwort war so verblüffend wie einfach. Das Ziegeldach auf der Burgstafel in Esslingen stellt eines der vollständigsten Hohlziegeldächer aus dem späten Mittelalter Süddeutschlands dar. Dieser Bestand ist hinsichtlich seiner Materialbeschaffenheit in Ordnung und kann beziehungsweise sollte „in situ“ erhalten und restauriert werden.

Ausgestattet mit einem umfangreichen Maßnahmenkatalog zur Sanierung der Dachhaut richteten sich nun wieder alle Augen auf das Holzwerk, resultierten doch aus der Forderung nach dem Erhalt der Dachhaut besondere Ansprüche an die Holzreparatur. Die in diesem Zusammenhang wohl wichtigste Unbekannte bestand darin, ob und mit welchem Aufwand es möglich sei, schadhafte Knotenpunkte oder zu ersetzende Hölzer unter Beibehaltung der Dachhaut zu reparieren beziehungsweise aus- und wieder einzubauen. Auch in dieser Frage führte der Praxisversuch der ausfüh-

renden Zimmerei (Martin Wider, Lenzkirch) zu einer eindeutigen Aussage. So lassen sich alle an der Burgstafel angetroffenen Schadensbilder mit einem hohen Anspruch an die handwerklichen Reparaturmaßnahmen beheben und in einem in finanzieller Sicht vertretbaren Rahmen realisieren (Abb. 8a-8d). Das im Praxisversuch getestete Repertoire handwerklicher Detaillösungen umfasste dabei auch den Ersatz beziehungsweise den Erhalt der von den Sparren gelösten Dachlattung. Nach den erfolgreichen Arbeiten am Probefeld waren sich alle Beteiligten einig: Sowohl das Holzwerk, als auch die Dachhaut des Burgstafelwehrgangs können in einem vertretbaren Kostenrahmen an Ort und Stelle restauriert werden.

Literatur

Martin Wider: Untersuchungsbericht Burgstafel in Esslingen, 27.03.2007.

Jürg Goll: Die Hohlziegeldeckung auf der Burg Esslingen, 20.03.2007.

Burghard Lohrum: Esslingen a.N., Burg, Bestandsdokumentation, Juli/Aug. 2006.

H.-J. Bleyer: Dendrochronologische Auswertung. Esslingen a.N., Burg, 30.07.2006.

Praktische Hinweise

Esslingen, Burgstafel: 14.09.2008 15 Uhr, Start des ersten Bauabschnittes zur Instandsetzung, Oberbürgermeister Dr. Jürgen Zieger, Treff: Innerer Burghof, vor Hochwacht, Tel. 0711/35122531

Esslingen, Burgstafel: 14.09.2008 15.30 u. 16 Uhr, Führung durch B. Lohrum, Neues aus der Bauforschung zur Burgstafel, Treff: Innerer Burghof, vor Hochwacht, Tel. 0711/35122531

Burghard Lohrum

Ingenieurbüro für Bauforschung,

Datierung, Bauaufnahme

77955 Ettenheimmünster



7 Außenansicht der Dachfläche. Der Efeu ist bis auf die starken, die Ziegeldeckung durchdringenden Triebe entfernt.

8a Einer der typischen Schadenspunkte am Holzwerk. Der Sparrenkopf ist verfault und gebrochen (unten).



8b Rückschnitt des faulen Sparrenholzes bis zur tragfähigen Holzsubstanz (links).

8c Reparatur eines Sparrenfirstpunktes unter Beibehaltung der Dach-eindeckung (Mitte).

8d Rückschnitt des geschädigten Sparrenholzes im Fußpunktbereich (rechts).





Heißes Eisen beim kalten Herz

Keltische Eisenproduktion bei Neuenbürg im Nordschwarzwald

Reist man durch den Nordschwarzwald, fällt einem gerne das schaurig-schöne Märchen „Das kalte Herz“ des Dichters Wilhelm Hauff ein. Vor der Kulisse der auch heute noch weitgehend geschlossenen Waldgebiete kann man versuchen, sich in das harte Alltagsleben der neuzeitlichen Köhler, Flößer und Glasmacher zurückzusetzen, von dem das Märchen handelt. Ebenfalls in dieser Zeit wurde in den Waldgebieten um Neuenbürg (Enzkreis) nach Eisenerzen geschürft – eine nicht minder schwere Beschäftigung. Der Neuenbürger Bergbau erlebte vor allem im 18. und 19. Jahrhundert seine letzte Blüte. Dass schon der vorgeschichtliche Mensch in das landwirtschaftlich unergiebiges Buntsandsteingebiet des Nordschwarzwaldes vorgedrungen ist, galt lange als undenkbar. Doch wurde schon um 1930 eine keltische Siedlung des 5. Jahrhunderts v. Chr. auf dem Neuenbürger Schlossberg entdeckt und ein Zusammenhang mit den Eisenerzvorkommen vermutet, der archäologische Nachweis gelang aber erst 1995/1996. Neuere Grabungen und Forschungen seit 2004 haben zur Entdeckung von über 50 keltischen Verhüttungsplätzen im Umfeld des Schlossberges geführt. Hier bestand im 6. bis 4. Jahrhundert v. Chr. ein sehr umfangreiches Produktionszentrum für das begehrte Eisen, das als bislang ältestes nördlich der Alpen gelten kann.

Guntram Gassmann / Günther Wieland

Grabungen der archäologischen Denkmalpflege

Neuentdeckungen und Untersuchungen zahlreicher keltischer Verhüttungsplätze durch die archäologische Denkmalpflege im Regierungspräsidium Karlsruhe haben seit 2004 eine Fülle neuer Erkenntnisse erbracht, die auch über die Region hinaus von Bedeutung sind. Die Arbeiten wurden durch die Stadt Neuenbürg, die Sparkasse Pforzheim Calw und die ARGE Besucherbergwerk Frischglück ganz wesentlich unterstützt. Seit Sep-

tember 2006 fördert die Deutsche Forschungsgemeinschaft in Bonn die archäologischen Untersuchungen im Neuenbürger Erzrevier. Mittlerweile wurden schon über 20 Rennöfen analysiert, in denen man während frühkeltischer Zeit aus den im Nahbereich vorkommenden Erzen Metall erzeugt hatte. Heute liegen die Verhüttungsplätze meist oberflächlich kaum erkennbar im dichten Wald. Bemerkbar werden sie oft nur durch Funde der charakteristischen Rennfeuerschlacken, die zum Beispiel in den Wurzelstöcken vom Sturm gefällter Bäume hängen oder zufällig von Wildschweinen aus dem Boden gewühlt werden. Ein Verhüttungsplatz besteht aus mehreren Rennöfen und der teilweise sehr umfangreichen Schlackenhalde. Die Schlacken, das Abfallprodukt der Eisenproduktion, belaufen sich meist auf Mengen um 20 t. Ein großer Ambossstein mit Esse und ein Holzkohlelager bei jedem Ofen gehören zum regelhaften Bestand eines solchen Platzes.

Im Rennofen werden bei Temperaturen um 1150 °C Eisenerze und Kohlenstoff zur Reaktion gebracht. Die Luftzufuhr hat man entweder durch Blasebalgbetrieb oder unter Ausnutzung



1 Rennfeuerschlacken in Fundlage im Nordschwarzwald.



2 Zwei Rennöfen am Verhüttungsplatz „Hirschgarten“ bei Neuenbürg-Waldrennach während der Ausgrabung 2006.

natürlich vorbeistreifender Hangwinde geregelt – in Neuenbürg sind beide Techniken archäologisch nachgewiesen, zum Beispiel durch Funde von Düsenziegeln. Der Name „Rennofen“ leitet sich von der verflüssigten Schlacke ab, die beim Ofenbetrieb zu Boden rinnt. Hierbei entsteht sehr viel eisenreiche Schlacke, die sich in flüssiger Form vom Metall trennt, wobei das Metall als fester Klumpen (so genannte Luppe) über der nach unten sickern den Schlacke zurückbleibt. Wie die bei den Grabungen gefundenen Luppen zeigen, handelt es sich durchweg um aufgekohlten Stahl mit schwankenden, aber stets deutlichen Kohlenstoffgehalten. Am Ende des Verhüttungsprozesses muss die entstandene Luppe durch gezieltes Aufbrechen der Ofenbrust entnommen werden. Nach erfolgter Reparatur kann der Ofen erneut betrieben werden.

In den Bedienungsräumen und den Schlackenhalde fanden sich zahlreiche faustgroße „Pochsteine“. Sie dienten insbesondere zum Zerkleinern des Erzes, bevor dieses zusammen mit der Holzkohle in die Rennöfen gefüllt wurde, zum Teil auch zum Ausschmieden der bei der Verhüttung entstandenen Luppe. Im Mittelmeerraum kennt man diese Pochsteine von noch älteren Bergbaustätten der Phönizier und Griechen. Dies gibt einen Hinweis darauf, von wo die Kenntnis des Eisenerzbergbaus und der Verhüttung in unsere Region vermittelt wurde. Zu optimalen Ergebnissen führte das noch feinere Zerkleinern des Erzes mittels einer zweiteiligen Schiebemühle, wie sie 2006 an einem Verhüttungsplatz geborgen wurde.

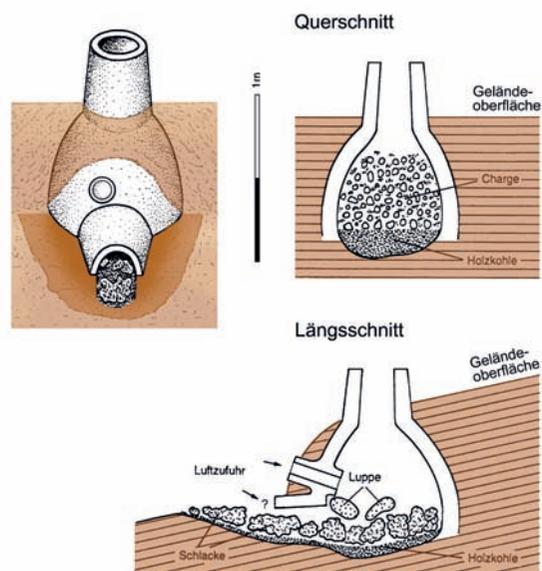
Eisenproduktion für die „Keltenfürsten“

Die archäologische Datierung der Verhüttungsplätze ist durch Funde charakteristischer Keramikscherven gesichert. Demnach datiert die keltische Eisenproduktion im Neuenbürgener Erzrevier etwa in die Zeit vom 6. bis 4. Jahrhundert v. Chr. – ein Zeitabschnitt, der in der Archäologie mit der Fachbezeichnung späte Hallstatt- und frühe Latène-

zeit umschrieben wird. Die Anfänge der Eisenverhüttung gehören also in die Zeit des „Keltenfürsten“ von Hochdorf, dessen Grablage auch gerade einmal 25 km vom Erzrevier entfernt liegt.

Große Ambosssteine mit anhaftenden Schmiedeschlacken belegen, dass nicht nur die Verhüttung, sondern auch die erste Weiterverarbeitung der noch mit Verunreinigungen wie Schlacke und Holzkohle durchsetzten Rennfeuerluppen am gleichen Platz erfolgte. Feinschmiedearbeiten hingegen lassen sich nicht nachweisen, diese müssen an einem anderen Ort – vielleicht in den Siedlungen – ausgeführt worden sein.

Umfang und Anlage der über 50 bislang entdeckten Verhüttungsplätze um Neuenbürg lassen auf große Fachkenntnis sowie einen hohen Organisationsgrad der keltischen Schmelzmeister schließen. Zweifellos haben hier hochspezialisierte Handwerker für einen überregionalen Bedarf produziert. Die bislang untersuchten Rennöfen sind die am besten erhaltenen ihrer Zeitstellung in Mitteleuropa. Funde hallstattzeitlicher Keramik datieren den Beginn der Eisenproduktion in Neuenbürg in das 7./6. Jahrhundert v. Chr., noch vor den Beginn der keltischen Siedlung auf dem Schlossberg.



3 Zeichnerische Rekonstruktion eines keltischen Rennofens nach den Grabungsbefunden von Neuenbürg.



4 Pochstein und Eisenluppe vom Verhüttungsplatz „Hirschgarten“.

Dies ist der bislang älteste Nachweis in der Zone nördlich der Alpen.

Schmelzversuche mit rekonstruierten Rennfeueröfen

Die einmaligen Erhaltungsbedingungen der keltischen Rennöfen bei Neuenbürg erlaubten es sogar, originalgetreue Nachbauten herzustellen, mit denen sich detaillierte Erkenntnisse über die Funktion der Öfen im Schmelzversuch gewinnen lassen. Nach den Befunden der Grabung 2006 wurde ein Ensemble aus Rennofen, Ambossstein, Abschreckbecken und Holzkohlegrube im September 2007 beim Besucherbergwerk Frischglück rekonstruiert und anlässlich des Tags des offenen Denkmals betrieben. Es kann als Teil des vom Schloss zum Bergwerk führenden „Spectaculum-Ferrum-Pfades“ besichtigt werden.

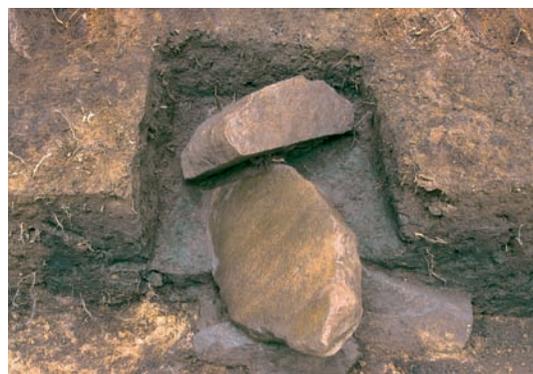
Zur Vorbereitung eines Schmelzdurchgangs hat man zunächst nach den Vorbildern an den Grabungsplätzen im leicht geneigten Hang eine Grube mit nach außen ansteigender Vorgrube angelegt, in die der noch zu errichtende kuppelförmige Rennofen in übereinstimmender Form mit den Grabungsbefunden eingepasst werden konnte. Zur Stabilisierung des späteren Ofenmantels kam ein Gerüst aus Weidenflechtwerk zum Einsatz, das so in die Grube gestellt wurde, dass seitlich genügend Spielraum für den Aufbau der Ofenwand aus Lehm verblieb. Der Aufbau erfolgte schrittweise aus mit Stroh vermengtem Lehm. Gegen die Vorgrube besitzt der Ofen an der Basis eine langgezogene „Schnauze“ mit einer faustbreiten Öffnung. Diese setzt sich im Verlauf der Verhüttung vollständig mit Schlacken zu. Wahrscheinlich konnte durch diese Öffnung der Prozessverlauf in der Anfangsphase beobachtet und kontrolliert werden. Eine Aussparung im unteren Drittel der Ofenfront diente der Aufnahme einer zuvor gebrannten Tondüse, die später mit dem Blasebalg verbunden wurde und schräg nach unten in den Brennraum führte. Nach Trocknung, Reparatur der Schrumpfungsrissen und Vorbrennen zur Verziegelung des Innenraums stand der Ofen zur Verhüttung bereit.

Erzaufbereitung und Ofenbetrieb – eine harte Arbeit

Zunächst hat man das vom Neuenbürger Bergwerk frisch angelieferte Erz auf Unterlagsteinen zertrümmert, wobei Erhitzen und Abschrecken im Wasserbecken die Arbeit wesentlich erleichterte. Verwittertes Erz ließ sich noch besser verarbeiten als „bergfrisches“ Material. Danach kamen die den Originalen nachempfundenen Pochsteine aus Enzschotter zum Einsatz, mit denen das grob zerklopfte Erz weiter auf den am Boden liegenden großen Steinplatten zerkleinert wurde. Beim Gebrauch der Schotter entstanden nach einiger Zeit Abnutzungsspuren in Form von schälchenartigen Eintiefungen, die auch an den Originalfunden zu beobachten sind. Eine noch feinere Pulverisierung des Erzes gelang mit einer Handmühle, wie sie ebenfalls im Original am Verhüttungsplatz „Hirschgarten“ gefunden wurde. Auch das funktionierte gut unter Hinterlassung tiefer Riefen an den Mühlsteinen. Das Zerkleinern erwies sich als sehr zeitintensive und anstrengende Tätigkeit, für 10 kg Erz benötigt eine Person etwa einen ganzen Tag.

Nach Abschluss der Vorarbeiten wurde ein erster Schmelzversuch unternommen. Die Erzschnmelze fand im Rahmen einer Vorführung statt (wissenschaftliche Experimente mit dem Einsatz physikalischer Messgeräte sind für die Zukunft geplant). Um 5.50 Uhr morgens wurde der Ofen angefeuert. Während der vierzigminütigen Aufwärmphase hat man den Ofen zunächst nur mit vorgeglühter Holzkohle betrieben, bis auch die Innenwand des Ofens glühte. Dann folgte die abwechselnde Beschickung mit Erzpulver und Buchenholzkohle im Verhältnis von 1:1 (Gewichtsprozent) durch die obere so genannte Gichtöffnung. Das Füllgut nahm stets den gesamten Ofenraum ein. Die Luftversorgung wurde mit einem Zweikammerblasebalg über die ins Ofeninnere führende Tondüse sichergestellt. Geblasen wurde mit 400 l Luft in der Minute. Aufgrund der Füllmasse entwich die Luft an der Gichtöffnung nur sehr langsam, sodass der Erzstaub nicht herausgeblasen wurde. Der Abbrand ging zunächst sehr zügig voran,

5 Zweiteilige Schiebemühle zur Erzzerkleinerung in Fundlage am Verhüttungsplatz „Hirschgarten“.



6 Ambossstein mit anhaftenden Schlackenresten und vorgelagerter Esse am Verhüttungsplatz „Hirschgarten“.





7 Experimentelles Zerkleinern von Neuenbürger Erz mit einem „Pochstein“.

8 Nachgebauter Rennofen während des Betriebs: Aus der Öffnung schlägt die „Gichtflamme“.

9 Ausräumen des Rennofens nach der Verhüttung.

man musste im Fünfminutentakt Erz und Holzkohle nachfüllen. Nach drei Stunden schlug eine kohlenmonoxidreiche Gasflamme aus der Gichtöffnung, die erst nach weiteren vier Stunden wieder erlosch. Dann verlangsamte sich das Tempo des Abbrands als Folge von Schlackenbildung und dadurch eingeschränkter Wegbarkeiten für die Luftzufuhr. Der Beschickungstakt wechselte auf zehn, später auf fünfzehn Minuten. Nach zehn Stunden waren ca. 20 kg Erzpulver im Reaktor. Bis zum letzten Niederbrand vergingen weitere zwei Stunden. Danach konnte mit der Öffnung des Ofens begonnen werden. An der Ofenbasis und in der Vorgrube hatte sich eine gut geflossene „fayalitische“ Schlacke als Reaktionsprodukt von Quarzsand und Erz gebildet. Gegenüber der Düsenöffnung hatte sich ein über 4 kg schwerer Klumpen aus Schlacke und Metall angereichert, die sogenannte Luppe. Auf ein Ausschmieden wurde verzichtet, weil das Stück noch für Materialanalysen benötigt wird.

Der Erfolg des Versuches besteht besonders in der Veranschaulichung der Prinzipien von Erzaufbereitung und Verhüttung, wie sie die Kelten wohl ganz ähnlich betrieben haben. Das Ergebnis ist jedenfalls eindrucksvoll: Zwar wurde der hohe Aufkohlungsgrad der Luppen, wie er sich beim archäologischen Fundgut beobachtet ließ, noch nicht erreicht, aber der hier eingeschlagene methodische Weg über die Pulvermetallurgie bietet einen neuen Ansatz, um die Anfänge der Rennfeuer-technologie zu verstehen. Dementsprechend wird die Versuchsreihe systematisch fortgesetzt und materialanalytisch begleitet.

Informationen zur Geschichte des Bergbaus in Neuenbürg gibt es im Besucherbergwerk „Frischglück“ (www.frischglueck.de oder Tel. 07082/791030). Der „Spectaculum-Ferrum-Pfad“ verläuft vom Bahnhof Neuenbürg über das Schloss zum Besucherbergwerk (Länge ca. 4 km). Eine Beschilderung vermittelt Informationen zu Geologie, Archäologie und Bergbaugeschichte.

Literatur

Guntram Gassmann / Manfred Rösch / Günther Wieland: Das Neuenbürger Erzrevier im Nordschwarzwald als Wirtschaftsraum während der Späthallstatt- und Frühlatènezeit, in: *Germania* 84, 2006, S. 273–306.

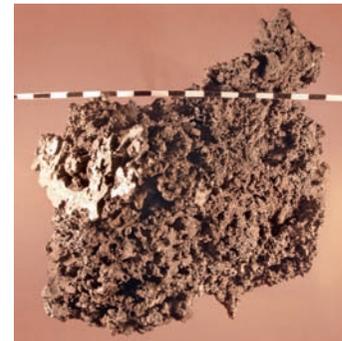
Guntram Gassmann / Günther Wieland: Archäologische Untersuchung eines Schlackenbügels der späten Hallstatt- und Frühlatènezeit im „Hirschgarten“ bei Neuenbürg-Waldrennach, Enzkreis, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* 2006, S. 82–85.

Guntram Gassmann / Günther Wieland: Frühkeltische Eisenproduktion im Nordschwarzwald – Rennöfen des 5. Jahrhunderts v. Chr. bei Neuenbürg-Waldrennach, Enzkreis, in: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* 2004, S. 102–107.

Glossar

Ofenbrust: Vorderseite des Ofens, von wo aus der Ofen beschickt und die Schlacke abgestochen wird.

Gichtöffnung: Öffnung am oberen Ende des Ofens, aus der die Verbrennungsgase entweichen.



10 Der beim Schmelzversuch produzierte Eisenklumpen.

Dr. Guntram Gassmann
Regierungspräsidium
Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Dr. Günther Wieland
Regierungspräsidium
Karlsruhe
Ref. 25 – Denkmalpflege



5000 Jahre – 15 Hektar – 200 Gräber Archäologische Ausgrabungen im Bereich des Neubaugebietes Remseck-Pattonville, Kreis Ludwigsburg

Die archäologische Überwachung und Begleitung von Großbaustellen stellt häufig hohe Anforderungen an die Flexibilität des Ausgrabungsteams und fordert – vor allem bei unerwarteten Neuentdeckungen – eine gute Kooperation zwischen Bauträgern, Investoren und ausführenden Firmen einerseits und der Bodendenkmalpflege andererseits.

Trotz oft enormem Zeitdruck konnten südöstlich von Ludwigsburg während der Ausgrabungen im 15 ha großen Erschließungsgebiet „Pattonville Gardens“ archäologische Hinterlassenschaften aus unterschiedlichen Epochen der Vor- und Frühgeschichte Südwestdeutschlands dokumentiert und wichtige Erkenntnisse zur Besiedlungsgeschichte für die Nachwelt gesichert werden.

Jörg Bofinger / Przemyslaw Sikora

Ein riesiges Neubaugebiet wird erschlossen – der Beginn einer umfangreichen Rettungsgrabung

Seit den 1990er-Jahren wird die frühere Wohnsiedlung für amerikanische Militärangehörige Pattonville sukzessive zu einem modernen Wohngebiet auf den Gemarkungen der Städte Remseck am Neckar und Kornwestheim umgestaltet und erweitert.

Infolge der archäologischen Überwachung der Erschließungsmaßnahmen für den letzten Realisierungsabschnitt, ein knapp 15 ha großes Neubaugebiet im östlichen Anschluss an die bestehende Wohnbebauung, zeigte sich relativ schnell, dass

umfangreiche archäologische Rettungsgrabungen zur Sicherung und Dokumentation frühkeltischer, römischer und merowingerzeitlicher Hinterlassenschaften nötig waren (Abb. 1).

Im Frühsommer 2006, mit Beginn des Humusabtrags im Bereich der zukünftigen bogenförmigen, konzentrisch angelegten Ringstraßen, konnte der ehrenamtliche Beauftragte der archäologischen Denkmalpflege, Herr Walter Joachim, in den abgeschobenen Abschnitten zunächst eine Reihe Siedlungsgruben beobachten, deren spärliches Fundmaterial jedoch genügend Anhaltspunkte lieferte, um eine Datierung in die ausgehende Hallstattzeit bzw. frühe Latènezeit (spätes 6./1. Hälfte 5. Jahrhundert v. Chr.) zu erlauben.

1 Luftbild des Areals „Pattonville Gardens“ mit den geplanten Straßenzügen, die während der Erschließungsarbeiten archäologisch überwacht wurden. Die aufgefundenen Relikte aus unterschiedlichen Epochen zeigten, dass auch in den zur Bebauung anstehenden Bereichen östlich der bestehenden Wohnbebauung umfangreiche Rettungsgrabungen notwendig sein würden.

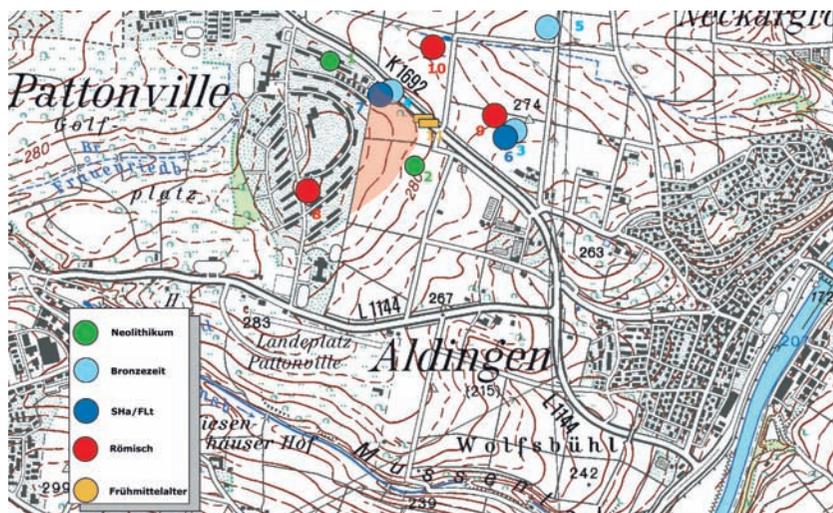


Seit Langem ist die Gegend um Pattonville als besonders reiche archäologische Siedlungslandschaft bekannt. Vor allem die Nähe mehrerer römischer Gutshöfe und die unmittelbare Nachbarschaft der Neubaufäche zum bereits bekannten frühmerowingerzeitlichen Friedhof von Aldingen in der Flur „Bückele“ erforderten eine archäologische Überwachung der Baumaßnahmen (Abb. 2). Nachdem die Streuung der Befunde über weite Abschnitte im gesamten Neuerschließungsgebiet festgestellt worden war und darüber hinaus komplexe römische Befunde sowie zahlreiche alamanische Gräber im Nordosten des betroffenen Areals ans Tageslicht gekommen waren, wurde im Herbst 2006 durch das Landesamt für Denkmalpflege mit einer ausgedehnten Rettungsgrabung begonnen, die mindestens bis zum Sommer 2008 andauert.

Der Fortgang der Ausgrabungsarbeiten wurde in Pattonville in erster Linie durch den Ablauf der Erschließungsmaßnahmen vorgegeben, sodass zunächst vor allem im Bereich der späteren Straßenzüge gegraben werden musste. Danach galt es, die ersten Baufelder, die bereits von unterschiedlichen Wohnbaugesellschaften zur Bebauung vorgesehen waren, entsprechend den Terminplanungen der jeweiligen Bauträger zu untersuchen. Der daraus resultierende Zeitdruck erforderte eine Konzentration auf die unmittelbar bedrohten Areale (Abb. 3), größere zusammenhängende Grabungsflächen konnten aus diesen Gründen nur bedingt, etwa innerhalb eines Baufensters, am Stück ausgegraben und dokumentiert werden.

Jungsteinzeitliche Gräber, frühkeltische Gehöfte – die ältesten Besiedlungsspuren in Pattonville

Spuren aus der Jungsteinzeit (6.–3. Jahrtausend v. Chr.) waren bislang nur durch Streufunde im Umland belegt; erst im Verlauf der Grabungskampagne des Jahres 2007 konnten zwei Körpergräber aufgedeckt werden, die nun auch eine Begehung des Geländes spätestens in der ausgehenden Jungsteinzeit anzeigen. Bei beiden Gräbern handelte es sich um so genannte Hockerbestattungen, also Grablegen, in denen die Toten mit angezogenen bzw. angehockten Beinen, auf der Seite liegend, beerdigt wurden. Während ein nur noch schlecht erhaltenes Hockergrab aufgrund fehlender Beigaben lediglich grob in die Jungsteinzeit zu datieren ist, erlaubte der Fund einer Armschutzplatte aus rötlichem Felsgestein (Abb. 4) in der Grablege einer Doppelbestattung – im südlichen Teil der Grabungsfläche zwischen römischen Befunden entdeckt – deren Zuordnung zur endneolithischen Kulturerscheinung der Glockenbecher (2. Hälfte 3. Jahrtausend v. Chr.). Diese Arm-



schutzplatte hatte man einem der zwei Individuen, die beide mit angewinkelten Beinen und vor dem Oberkörper liegenden Armen in entgegengesetzter Orientierung bestattet wurden, als Beigabe ins Grab gelegt und befand sich noch „in situ“ am linken Unterarm.

Obwohl aus den Feldern östlich und nördlich des Neubaugebietes bandkeramische Funde bekannt sind (Abb. 2), ließen sich im bislang untersuchten Areal noch keine Befunde der frühen Jungsteinzeit (2. Hälfte des 6. Jahrtausends) erkennen. Somit zeigen die beiden Gräber, die mehrere hundert Meter voneinander entfernt lagen, die früheste Begehung des Geländes während des Endneolithikums im Verlauf des 3. Jahrtausends v. Chr. an.

Zwar entdeckt man unter den Keramikfunden auch immer wieder Scherben spätbronzezeitlicher Gefäße des späten 2. bzw. frühen 1. Jahrtausends v. Chr., was somit auch auf eine Begehung und Nutzung des Geländes während der so genannten Urnenfelderzeit hindeutet. Doch konnten bislang keine eindeutigen Befunde nachgewiesen werden, die in diese Epoche zu datieren sind.

2 Bekannte Fundstellen im Umfeld des von den Baumaßnahmen betroffenen Areals.

3 Grabungssituation im Neubaugebiet von Pattonville. In enger Abstimmung mit den Erschließungs- und Bauvorhaben mussten die archäologischen Untersuchungen stets im „Schatten der Bagger“ unter großem Zeitdruck durchgeführt werden.





4 Armschutzplatte aus rötlichem Felsgestein, die als Beigabe einem Toten der ausgehenden Jungsteinzeit ins Grab gelegt wurde. Sie sollte den linken Arm des Bogenschützen vor der zurückschnellenden Bogensehne schützen.

Erst die verstreut liegenden Gruben, die auf eine offenbar relativ weitläufige Siedlung hinweisen, kann man aufgrund des Fundmaterials einem Weiler oder einem Dorf der frühen Eisenzeit zuweisen. Diese wahrscheinlich aus mehreren Gehöften bestehende Siedlung aus dem ausgehenden 6. und beginnenden 5. Jahrhundert v. Chr. (Späthallstatt-/Frühlatènezeit) befand sich vor allem im nördlichen und nordwestlichen Bereich des Neubaugebietes und erstreckte sich bis ins Areal des frühmittelalterlichen Friedhofs hinein.

Bei den Strukturen handelte es sich mit Ausnahme einiger Pfostenlöcher vor allem um Gruben und wenige Grubenhäuser. Die Gruben, darunter einige mit dem typischen umgekehrt trichterförmigen Profil, waren durchschnittlich noch etwa zwischen 0,5 m und 1 m tief erhalten und verteilten sich in lockerer Streuung in den Erschließungsstrassen (Abb. 5).

In einem der kleinen Grubenhäuser mit ebenem Boden ließ sich eine dünne flächige Brand- bzw. Ascheschicht auf der Sohle der Hütte nachweisen.

Insgesamt bleibt festzustellen, dass das Fundaufkommen in den frühkeltischen Siedlungsbefunden relativ gering war und zahlreiche Gruben nahezu fundleer blieben, jedoch aufgrund von Form und Verfüllung eindeutig dieser Siedlungsphase des Platzes zugewiesen werden können. Keramikfragmente, darunter wenige S-förmig geschwungene Gefäßprofile, bestätigen diesen ersten Datierungsansatz.

Eine Batterie römischer Öfen – landwirtschaftliche Produktionsstätte oder Handwerksbetrieb?

Die fruchtbaren Böden der Lössflächen im Umland von Pattonville dienten auch in römischer Zeit als landwirtschaftliche Nutzfläche, wie verschiedene römische Gutsanlagen in dieser Landschaft belegen. So liegt beispielsweise nur wenig nördlich der Kreisstraße K1692 eine *Villa rustica* in der Flur „Bei den Stämmen“, eine zweite Villa befindet sich im Bereich des heutigen Zentrums von Pattonville.



5 Ausgrabung einer gut erhaltenen früheisenzeitlichen Grube. Der Schnitt durch die Verfüllung lässt mehrere Ablagerungsschichten erkennen, etwa auf halber Tiefe wurde das nahezu vollständige Skelett eines Rehbocks entdeckt.

Angesichts dieser intensiven landwirtschaftlichen Erschließung und Nutzung überraschte die Aufdeckung weiterer römischer Befunde auch im Neubaugebiet kaum. Ziemlich genau in halber Distanz zwischen den beiden genannten Gutshöfen traten auf relativ beschränktem Raum in der südlichen Hälfte des Neuerschließungsgebiets römische Siedlungsstrukturen zutage, wobei besonders mehrere Brandstellen auffielen. Es zeigte sich, dass es sich bei diesen Befunden um die Reste von Kuppelöfen handelte: Während direkt nach Abtrag des Oberbodens die Öfen zunächst nur als rötliche Verfärbungen oder als Steinkonzentrationen zu erahnen waren, ließen sich in der Regel bei weiterem Abtrag die runden Brandstellen mit klaren Umgrenzungen deutlich erkennen. Die stark verziegelten Ofenplatten besaßen einen Durchmesser von ca. 0,75 m bis 0,9 m. Darüber war in einigen Fällen der Ansatz der verziegelten Wandung bzw. Ofenkuppel aus Lehm noch einige Zentimeter hoch erhalten (Abb. 6). Zunächst konnte man allein acht Ofenanlagen im Bereich der Erschließungsstrassen erfassen, im Verlauf der Untersuchung der benachbarten Baufelder kamen mindestens drei weitere Öfen hinzu. Dabei scheinen die Öfen keinem einheitlichen Konstruktionsplan zu folgen, die Öffnungen waren sowohl nach Osten wie nach Westen hin orientiert.

Obwohl vielfach in den Arbeitsgruben sowie im Umfeld der Ofenstellen römisches Fundmaterial angetroffen wurde, ist deren Funktion jedoch gegenwärtig nicht eindeutig bestimmbar. Weder Fehlbrände, die bei einer Verwendung als Töpferöfen in großer Zahl zu erwarten wären, noch erkennbare Konzentrationen verkohlten Getreides oder sonstige botanische Reste, die eine Funktion als Backöfen nahe legen würden, ließen sich nachweisen. Lediglich Ziegelfragmente, eisernes Werkzeug und Knochenartefakte deuten auf handwerkliche Tätigkeiten, die im Umfeld mit einiger Sicherheit ausgeübt wurden. Mindestens ein Brunnen, dessen Schacht als dunkle Verfärbung im Löss zu erkennen, jedoch nicht in Stein ausgekleidet war, fügt sich gut ins Bild einer Niederlassung ein, die gewiss mit handwerklichen oder landwirtschaftlichen Aktivitäten im Umfeld von römischen Werkstätten in Verbindung stand. Auch unterstützten nachgewiesene Gräbchenstrukturen, Pfostenbauten und Hinweise auf Steinstrukturen im Bereich eines Ofens diese Interpretation. Hierbei mag es sich möglicherweise um eine Darre für Getreide oder Obst gehandelt haben.

So ließe sich auf der Basis dieser Befunde vielleicht ein kleines Handwerksquartier oder eine landwirtschaftliche Produktionsstätte rekonstruieren, die von einem der benachbarten Gutshöfe betrieben oder vielleicht sogar von beiden Bauernhöfen genutzt worden sein könnte.



Unerwartet hingegen in diesem Zusammenhang waren die schon stark durch Bodenabtrag in Mitteleuropa gezeigten Reste von mindestens zwei einfachen römischen Brandgräbern. Lediglich zwei schmucklose Tonurnen mit wenig Leichenbrand in kleinen Gruben, im oberen Bereich bereits zerstört, deuten auf einen Bestattungsplatz aus römischer Zeit. Die gut erhaltene rautenförmige Bronzefibel mit Glaseinlagen, die ebenfalls aus diesem Areal stammt, allerdings schon im Pflughorizont geborgen wurde, könnte man als Hinweis auf weitere, bereits zerstörte römische Grabstellen interpretieren.

Der merowingerzeitliche Friedhof – von einer kleinen Gräbergruppe zum Reihengräberfeld

Seit Ende der 1960er Jahre ist das kleine Gräberfeld von Aldingen in der Flur „Bücele“ bekannt, das am nordöstlichen Rand des Neuerschließungsgebiets, jenseits der Kreisstraße Remseck-Pattonville, liegt. Dort wurden zwischen 1969 und 1971 insgesamt 24 Gräber ausgegraben, darunter eine Pferdebestattung. Dieser frühmittelalterliche Friedhof von Aldingen wird zu den so genannten „Kleingräberfeldern“ vom Typus Hemmingen des 5. Jahrhunderts gerechnet und galt als vollständig erfasst.

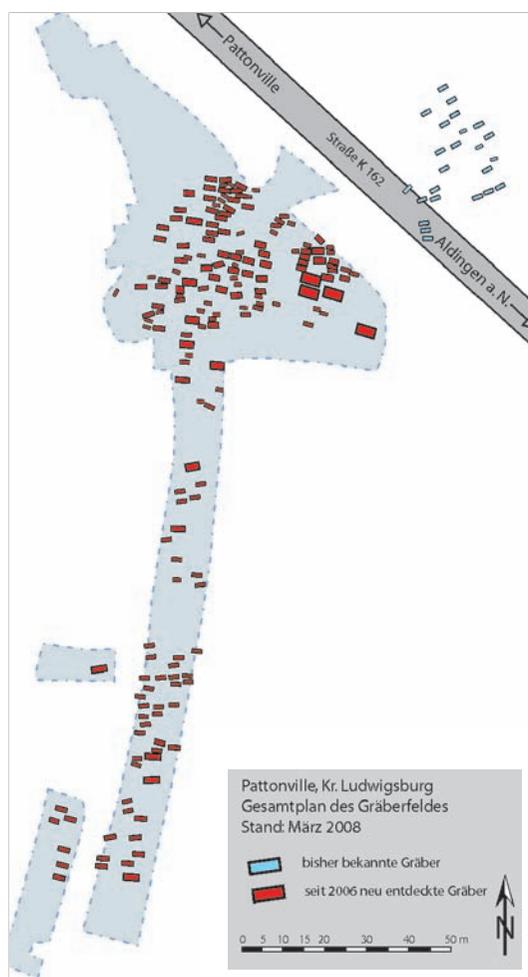
Bei der Überwachung der Erschließungsarbeiten kamen bereits im Sommer 2006 zahlreiche weitere frühmittelalterliche Gräber zutage, die scheinbar den bekannten Friedhof in südwestlicher Richtung fortsetzen. Die Zahl der während der Kampagnen 2006 und 2007 freigelegten und dokumentierten Grablegen übersteigt nun bei Weitem 200. Dabei muss beim gegenwärtigen Stand der Geländearbeiten mit weiteren Gräbern gerechnet werden, da die Baufelder, in denen der westliche Rand des Friedhofs zu vermuten ist, erst im Laufe der abschließenden Grabungssaison 2008 ausgegraben

werden können. Ein Blick auf den Gesamtplan (Abb. 7) zeigt, dass die Ausdehnung des Friedhofs weit in südliche Richtung reicht. Allein zwischen April und Oktober 2007 wurden 90 Gräber auf dem ca. 180 m langen und ca. 15 m breiten Streifen der zukünftigen äußeren Ringstraße (Chicagoweg) freigelegt. Bisher ließen sich noch keine Spuren einer Friedhofsabgrenzung feststellen.

Die östliche Grenze liegt derzeit im Ackerland außerhalb der zur Bebauung vorgesehenen Fläche. Vielleicht wird man die Ausdehnung in diese Richtung durch geophysikalische Messungen bestimmen können.

Im untersuchten Areal lassen sich auffällige Gruppierungen von Gräbern nachweisen, die durch befundfreie Zonen voneinander getrennt sind. Es können bisher mindestens drei solcher Gräbergruppen umgrenzt werden. Bei den Grablegen handelt es sich überwiegend um Einzelbestattungen. Nur in zwei Fällen hat man Doppelbestattungen aufgedeckt. Alle Gräber waren in West-(Kopf)-Ost-Richtung orientiert, vereinzelt mit leichten Abweichungen nach Süden. Dem schon bekannten Pferdegrab aus der bekannten „alten“ Gräbergruppe konnte man eine weitere Pferdedoppelbestattung am Ostrand der untersuchten Fläche hinzufügen.

6 Freilegung eines römischen Kuppelofens im Süden des Neuerschließungsgebiets.



7 Gesamtplan des merowingerzeitlichen Friedhofs in Remseck-Pattonville. Die kleine Nekropole von Remseck-Aldingen befindet sich im Nordosten, jenseits der Kreisstraße.

8 Beispiel eines rücksichtslos geplünderten Grabes. Die Skelettreste waren in eine Ecke des Grabes geschoben, lediglich „wertlose“ Beigaben wie Keramik oder Knochenkämme ließen die Grabräuber zurück.



Obwohl nahezu 90 Prozent der bis jetzt erforschten Gräber Ziel frühmittelalterlicher Grabräuber waren, erlauben die überlieferten Beigaben, einen Datierungsrahmen für die Belegung des Gräberfeldes zu umreißen: Schon eine erste Übersicht ergibt, dass der Belegungszeitraum deutlich über die frühmerowingische Periode hinausreicht, wie sie ausschließlich im Aldinger Gräberfeld nachgewiesen ist. Drei Bestattungen aus den neuen Grabungen, die frühe Bügel- und Kleinfibeln enthielten, lassen sich noch dem frühen Zeithorizont zuordnen und belegen, dass die kleine Aldinger Gräbergruppe ursprünglich doch eine größere räumliche Ausdehnung besaß als angenommen. Hingegen ist die Mehrzahl der Gräber deutlich jünger, wie Schilddornschnallen mit Beschlag, dreiteilige eiserne Gürtelgarnituren, vierteilige Gürtelgarnituren oder bei den Frauenbeisetzungen charakteristische Perlentypen, etwa gerippte gelbe Mehrfachperlen, zeigen. Somit erreicht die Belegungsnutzung das späte 7. Jahrhundert n. Chr., wobei sich ein Schwerpunkt in der zweiten Hälfte des 6. und zu Beginn des frühen 7. Jahrhunderts abzeichnet.

Die Gräber des Friedhofs von Remseck-Aldingen „Bücke“ scheinen also zu einer etwas größeren Nekropole gehört zu haben. Gegenwärtig ist noch nicht abzuschätzen, ob es sich tatsächlich um eine eigenständige Gräbergruppe und damit um eines

der 500 n. Chr. abbrechenden alamannischen Gräberfelder des „Typus Hemmingen“ gehandelt hat, oder ob diese Gräber lediglich Teil eines großen, sich allmählich ausdehnenden Ortsgräberfeldes waren, wie etwa im nahen Pleidelsheim.

Leider ist der scheinbar belegungsfreie Raum zwischen den 1969/71 und den während der neuen Ausgrabungen festgestellten Bestattungen nicht erforscht worden: Die über 2 m hohe Böschung wurde für die Baustraße des Neubaugebiets abgetragen, ohne die Archäologische Denkmalpflege zu informieren. Daher kann nicht abschließend entschieden werden, ob hier tatsächlich die räumliche Trennung eines kleinen Separatfriedhofs zu suchen ist oder ob eine kontinuierliche Fortsetzung der Grablegen gegeben war. Betrachtet man jedoch die Orientierung der Grabgruben, fällt auf, dass die jüngst bei den Rettungsgrabungen in Pattonville dokumentierten Gräber deutlich stärker an der West-Ost-Achse ausgerichtet sind als die Gräber des 5. Jahrhunderts jenseits der Straße.

Frühmittelalterlicher Grabraub – viele Informationen trotz massiver Plünderungen

Wie bereits angedeutet, wiesen fast alle Gräber der aktuellen Grabung Spuren mehr oder weniger brutaler Beraubung auf. Obwohl das rücksichtslose Vorgehen der Grabräuber häufig nur noch stark in Mitleidenschaft gezogene Befunde hinterließ, ließen sich dennoch wertvolle Informationen zum frühmittelalterlichen Grabraub, aber auch zum Bestattungsbrauch und zur Grabarchitektur gewinnen. In den meisten Fällen waren die Raubschächte schon auf der Höhe von Planum 1, also direkt unter dem anstehenden Humus, gut erkennbar. Allein die Lage der Raubgrube inner-

9 Remseck. Restaurierte Beigaben aus Befund 383. Perlrandbecken und kleiner vollständig erhaltener Glockenbecher, der sicherlich in fränkischen Glaswerkstätten gefertigt wurde.





sammengeschoben. Nur dem Umstand, dass der kleine Glockenbecher aus grünlichem bis milchig weißem Glas (Abb. 9) in einer Art Nische seitlich des eigentlichen Grabes auf Kopfhöhe niedergelegt wurde, ist die Bergung des unversehrten Stücks zu verdanken.

Die archäologische Begleitung der Baumaßnahmen im Neubaugebiet von Pattonville erbrachte also nicht nur für die vorgeschichtlichen und römischen Besiedlungsphasen, die in diesem Bereich nachgewiesen werden konnten, eine Vielzahl von neuen Informationen. Sondern die Befunde und Gräber des merowingerzeitlichen Friedhofs erweitern auch beträchtlich die Kenntnisse über die frühmittelalterliche Epoche in diesem Raum und sind weit mehr als einzelne, bloße Mosaiksteinchen. Wo allerdings die Siedlung der Dorfgemeinschaft liegt, die auf dem Friedhof von Pattonville ihre Toten bestattete, weiß man noch nicht. Zu suchen wäre sie vielleicht auf der 200 m nördlich gelegenen Bachniederterrasse, auf der sich auch ein römischer Gutshof befindet.

10 Remseck. Befund 383. Stark durch antiken Grabraub beeinträchtigte Körperbestattung mit dem im Grab verbliebenen Perlrandschalen zu Füßen des Toten. Reste des Sarges sind als dunkle Verfärbungen zu erkennen; in der Nische südlich des Schädels lag der kleine vollständig erhaltene Glockenbecher aus Glas.

halb des Grabes erlaubte vielfach Rückschlüsse auf das Geschlecht der Bestatteten. So befanden sich die Schächte in der Regel entweder im Bereich des Oberkörpers, wo bei den Frauengräbern die meisten Schmuck- und Trachtbestandteile zu vermuten sind, bzw. im mittleren oder unteren Teil der Grabgrube, wo Ausrüstung und Waffen als typische Männerbeigaben zu erwarten sind. Im Grab zurück blieben normalerweise lediglich die zusammengeschiebten Skelettreste und „wertlose“ Keramikbeigaben wie Tonschalen oder Becher (Abb. 8). In einigen Fällen lassen jedoch einzelne, offenbar von den Räubern übersehene Stücke die einstmals qualitätvolle und prächtige Ausstattung der Toten erahnen (Abb. 11).

Dank der meist guten Erhaltung der Befunde im Lösslehm konnte man zudem trotz massiver Beraubungsspuren vielfältige Erkenntnisse zum Grabbau gewinnen: In den Gräbern wurden die Toten teils in Baumsärgen beigesetzt, die sich häufig noch als dunkle Verfärbungen abzeichneten. Im Falle eines solchen Grabes mit Baumsarg etwa gelang es, im Fußbereich des Skelettes ein nahezu vollständig erhaltenes Perlrandschalen, offenbar eingeschlagen in ein Tuch oder vom Leichentuch verhüllt, zu bergen, obwohl die Bestattung im Oberkörper- und Schädelbereich völlig durchwühlt worden war (Abb. 10). Die Befundlage lässt vermuten, dass beim Berauben der westliche Teil des Grabes über einen engen Schacht regelrecht nach Beigaben „abgefischt“ wurde. Außer der Bronzeschale zu Füßen des Toten übersahen die Räuber dabei lediglich einen kleinen Eisenpfriem und die Klinge einer Axt; die Skelettreste des Oberkörpers wurden systematisch an die Grabgrubenwand zu-



11 Kleine versilberte Bronzeschnallen der Wadenbinden oder Schuhe aus einem Grab, die die einst qualitätvolle Beigabenausstattung erahnen lassen. Die übrigen Beigaben fielen den Grabräubern zum Opfer.

Literatur

- J. Bofinger/I. Stork: Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 2006, S. 157–160.
 H. Schach-Döriges: Das frühmittelalterliche Gräberfeld bei Aldingen am mittleren Neckar. Materialhefte zur Archäologie 74, Stuttgart 2004.
 H. Schach-Döriges: Römische und alamannische Spuren im Raum Remseck am Neckar. Heimatkundliche Schriftenreihe der Gemeinde Remseck am Neckar 7, Remseck am Neckar 1987.

Dr. Jörg Bofinger,
Przemyslaw Sikora M.A.
 Regierungspräsidium Stuttgart
 Landesamt für Denkmalpflege



Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Seligental in Osterburken-Schlierstadt (Neckar-Odenwald-Kreis)

Doch ein Fall für die Denkmalpflege!

„Die Denkmalpflege konnte bislang nur den Niedergang des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Seligental [...] begleiten. Der größte Teil des Baubestandes ist einsturzgefährdet, für einen Teil liegt ein Abbruchgesuch vor.“ So beginnt der Beitrag, der sich im Nachrichtenblatt 24 (1995) unter der Überschrift „Kloster Seligental – kein Fall für die Denkmalpflege?“ mit der Anlage beschäftigte. Nun lässt sich vermelden, dass Seligental glücklicherweise doch zu einem Fall für die Denkmalpflege wurde. In den letzten Jahren konnte es wissenschaftlich erforscht, in seinem Bestand gesichert und instandgesetzt werden. Es wartet nun darauf, dass die geplante museale Nutzung umgesetzt wird.

Claudia Baer-Schneider / Claudia Mohn

Geschichtlicher Überblick

Konrad von Dürn und seine Frau Mechthild stifteten 1236 ihren Besitz am Schlierbach zur Gründung eines Nonnenklosters, das 1239 durch den Bischof von Würzburg, Hermann I. von Lobdeburg, bestätigt wurde und den Namen Seligental erhielt.

Die Nonnen lebten nach der Zisterzienserregel, allerdings ist eine förmliche Inkorporation in den Zisterzienserorden nicht gesichert. Das Zulassungsverbot von Frauen zum Priesteramt und die in der Regel strikte Klausur führten dazu, dass die

Nonnen für alle weltlichen und geistlichen Belange äußere männliche Unterstützung benötigten. In Seligental behielt sich der Würzburger Bischof die Jurisdiktion vor. Mönche des Klosters Bronnbach und des Klosters Schöntal sind als Beichtväter und zur wirtschaftlichen Unterstützung nachweisbar.

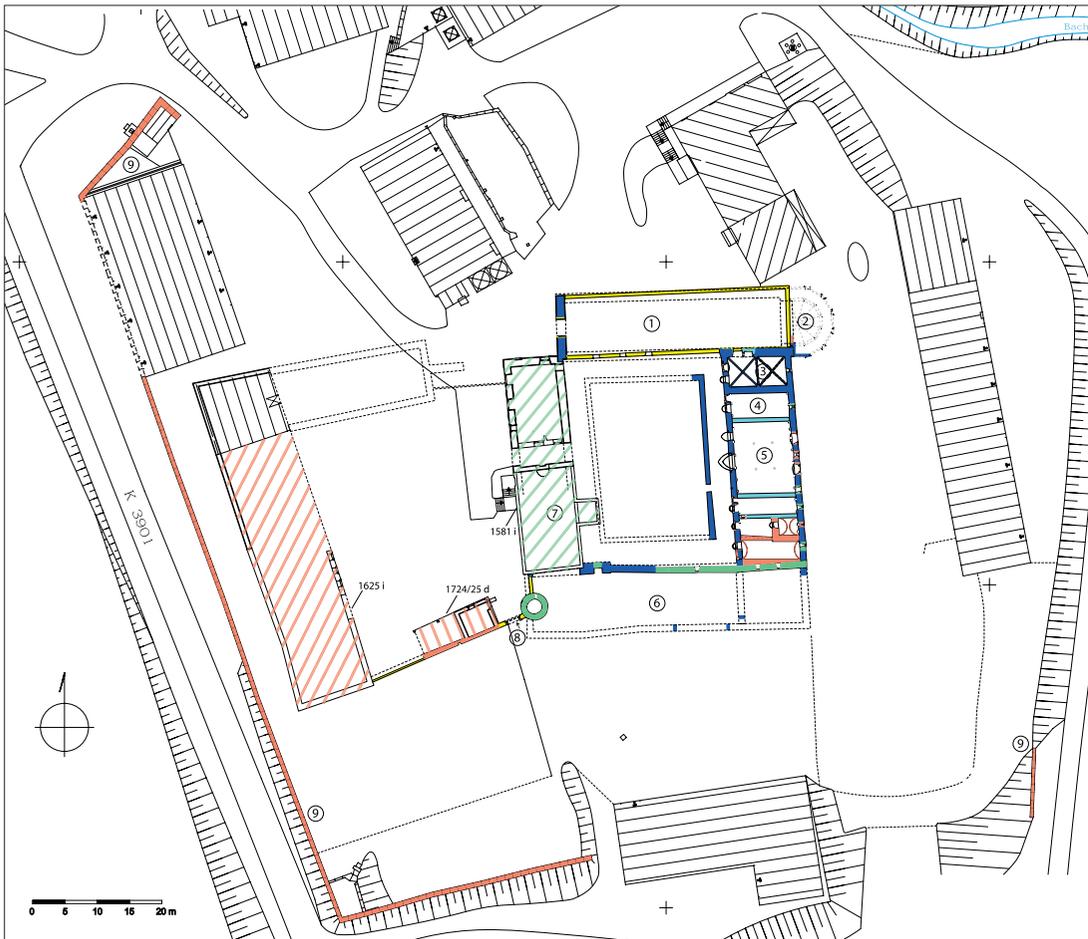
Mitte des 15. Jahrhunderts machten sich wirtschaftliche Schwierigkeiten bemerkbar, die sich in den folgenden Jahrzehnten und besonders während der Reformationszeit fortsetzten. Viele umliegende Adelsfamilien traten zum evangelischen Glauben über; es mehrten sich Klosteraustritte und Güterverkäufe. 1552 wurde die Anlage schließlich in der Fehde zwischen dem Erzstift Mainz und Markgraf Albrecht von Brandenburg gebrandschatzt. 1568 erfolgte die Aufhebung des Klosters. Besitz und Einkünfte fielen der kurmainzischen Hofkammer zu. Die neuen Eigentümer ließen zahlreiche Reparaturen und Veränderungen an den ehemaligen Klostergebäuden durchführen. So wurden beispielsweise die Wehrmauern instandgesetzt und der noch vorhandene Rundturm errichtet. Später kamen neue Wirtschaftsgebäude wie die große Scheune hinzu, andere wurden abgebrochen.

1803 ging Seligental im Zuge der Säkularisation in das Eigentum der Fürsten von Leiningen über, die es als Domäne betrieben. Die landwirtschaftliche Nutzung blieb auch nach dem Verkauf des Hofguts an private Landwirte im Jahr 1934 bestehen.

1 Darstellung von Kloster Seligental auf einer Jagdgrenzkarte aus der 2. Hälfte des 16. Jh.



2 Aktueller Lageplan mit Bauphasenkartierung.



- Klosterzeit I
 - Klosterzeit II
 - spätes 16. Jh./frühes 17. Jh.
 - 17./18. Jh.
 - 19./20. Jh.
 - ⋯ Rekonstruktion
- ① Ehemalige Kirche, 1928 abgebrannt
 - ② Altarraum, in Teilen ergraben
 - ③ Kapelle / Sakristei
 - ④ Durchgang (?)
 - ⑤ Kapitelsaal
 - ⑥ Südflügel, in Teilen ergraben
 - ⑦ Westflügel, ob klosterzeitlich noch ungeklärt
 - ⑧ Kirchenportal, an diese Stelle wohl zweitversetzt
 - ⑨ Klosterhofmauer
- i inschriftlich
d dendrochronologisch datiert

Im Mittelalter gab es im Gebiet des heutigen Baden-Württemberg annähernd 20 Zisterzienserinnenklöster. Ein Großteil davon fiel der Zerstörung und dem Vergessen anheim. Seligental kommt deshalb als einem der wenigen noch in Teilen erhaltenen Beispiele eine besondere Bedeutung zu. Es zeichnet sich durch einige architektonische Besonderheiten sowie durch künstlerisch qualitätsvolle Details aus, etwa figurale und ornamentale Malereien. Gleichzeitig kann es als eines der ältesten Bauwerke des Neckar-Odenwald-Kreises gelten. Deshalb wurde das ehemalige Kloster Seligental 1999 aus wissenschaftlichen, künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründen als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ins Denkmaltbuch eingetragen.

Die Bauten des Klosters

Der Kern des ehemaligen Klosters bestand aus einem geschlossen umbauten Klausurbereich, über dessen Aussehen historische Ansichten, ältere Beschreibungen sowie die Erkenntnisse der jüngsten bauhistorischen Untersuchungen Aufschluss geben. Diese so genannte innere Klausur war ausschließlich den Nonnen vorbehalten. An der Nordseite befand sich die Kirche, die nach Aufhebung des Klosters noch in geringem Umfang für gottesdienstliche Zwecke genutzt wurde. Ihren Zu-

stand beschrieb man bereits Ende des 18. Jahrhunderts als dringend reparaturbedürftig, weswegen man sich 1788 zur Profanierung entschied. Ausstattung und verwertbare Materialien wurden entfernt und teilweise verkauft. Die Grabplatten von Äbtissinnen, Nonnen und Mitgliedern der Mainzer Hofmeisterfamilien gelangten in die Pfarrkirche von Schlierstadt. Von dort kamen sie erst 1997 nach Seligental zurück und sollen zukünftig Teil der geplanten Ausstellung werden. Die Kirche nutzte man als Scheune und Stall, bis sie 1928 ausbrannte. An ihrer Stelle entstand unter Einbe-

3 Rundturm mit dem vermuteten Westportal der Klosterkirche.



4 Westgiebel der modernen Lagerhalle. Im Erdgeschoss Mauerreste der ehemaligen Westfassade der Kirche verbaut.



ziehung der östlichen Teile der Südwand und der Westwand eine Maschinenhalle. Das Westportal soll versetzt worden und mit dem heute am Rundturm anschließenden Tordurchgang identisch sein. Das Kunstdenkmäler-Inventar von 1901 beschreibt die Kirche als einen spätromanischen Saalbau mit vermuteter halbkreisförmiger Apsis. Bei einer 2003 durchgeführten Sondage traten die Fundamente eines polygonalen 7/12-Ostschlusses zutage. Damit weist Seligental große Verwandtschaft mit der annähernd zeitgleich entstandenen Zisterzienserkirche Frauental (Creglingen) auf. Da die Maschinenhalle heute noch in Funktion ist und sich in Privatbesitz befindet, erfolgten an diesem Gebäudeteil bei der jüngsten Sanierung keine Maßnahmen und daher auch keine weiteren Untersuchungen.

Der am besten überlieferte Bereich des Klosters ist der Ostflügel, das ehemalige Nonnenhaus mit den Haupträumen des Konvents. Aber auch hier fanden massive Eingriffe statt: Nach Auflösung des Klosters nutzte man den gesamten Bau bis in die Gegenwart als Lager und Stall. Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Flügel von Süden her gekürzt. Gleichzeitig erneuerte man Dachwerk und Decke. In den 1950er Jahren wurde das Obergeschoss bis auf Drempehhöhe abgebrochen und ein neues Dach aus überwiegend vorhandenen Balken errichtet, was die Proportionen empfindlich störte.

Eine dendrochronologische Datierung der Streichbalken im Erdgeschoss des Ostflügels erbrachte ein Fälldatum von 1233 (± 8 Jahre). Das Holz ist im heutigen Bauzusammenhang zweitverwendet, gibt aber zusammen mit der stilistischen Einordnung der Wandmalerei in der Sakristei einen vorsichtigen Anhaltspunkt für die Errichtung des Ostflügels mit der Klostergründung. Die Sakristei, die gleichzeitig als Kapelle diente, liegt direkt neben der Kirche. Sie ist ein von zwei Bandrippengewölben überspannter Raum, der im späten 13. Jahrhundert eine vollständige Ausmalung erhielt. Ein Sternenhimmel zierte die Gewölbe, die Wände zeigten biblische Szenen, die Christuslegende sowie das Stifterpaar. Nach der Klösterauflösung fungierte dieser Raum weiterhin als Kapelle und erhielt eine reiche Architekturausmalung (1594 i). Bis heute haben sich die verschiedenen historischen Fassungen unter späteren, monochromen Farbschichten in Resten erhalten. Eine architektonische Rarität stellt das wohl bauzeitliche so genannte Transennenfenster in der Außenwand dar. Die Fensteröffnung wird durch eine mit Ornamenten durchbrochene Steinplatte gebildet. Bemerkenswert ist zudem die Nische neben dem Durchgang zur Kirche. Vermutlich saßen bzw. knieten hier die Nonnen, um durch ein kleines Fenster zur Kirche ihre Kommunion zu erhalten bzw. durch eine Öffnung in der Nischenwand dem Priester die Beichte abzulegen, ohne direkten Sichtkontakt zu haben.

Ursprünglich schloss an die Sakristei ein großer ungeteilter Raum an, wie ein durchlaufender bauzeitlicher Putz mit Farbfassung belegt. Er dürfte als Kapitelsaal gedient haben. Erst nachträglich durch das Einstellen von Fachwerkwänden entstanden fünf, im 18. Jahrhundert dann sieben Räume. Das machte auch die Schaffung von neuen Türdurchbrüchen zum Kreuzgang hin erforderlich. Nur das Spitzbogenportal und das daneben liegende Maßwerkfenster öffneten ursprünglich den großen Saal zum Kreuzgang.

Über dem Erdgeschoss erhebt sich ein heute nicht mehr in seiner ursprünglichen Höhe erhaltenes Ge-

Glossar

Drempel: vom Unterbau in das Dach reichender, nur etwa kniehoher Raum.

Bandrippengewölbe: ein von Rippen getragenes Gewölbe, wobei die Rippen ein quer rechteckiges Profil besitzen.

Transennenfenster: Verschluss der Fensteröffnung mit durchbrochenen Stein- oder Holzplatten oder auch dünn geschliffenen Marmorplatten; fand vor allem vor Einführung der Fensterverglasung Verbreitung.

5 Hofansicht des Ostflügels vor der Sanierung (Aufnahme 1995).



schoss, der Schlafbereich der Nonnen (Dormitorium). Gekennzeichnet ist der ununterteilte Raum durch die Reihen von Sitznischen entlang der beiden Längswände. Sie weisen noch die Reste verschiedener ornamentaler Zierbemalungen auf. Von diesem Obergeschoss gab es ursprünglich auch einen Durchgang, der es den Nonnen erlaubte, direkt von ihrem Schlafräum die Kirche zu erreichen. Möglicherweise schloss sich dort ein Laufgang zur Nonnenempore im Westen der Kirche an.

Der Westflügel der Klausur dient noch heute als privates Wohnhaus und war daher weder Gegenstand der Bauforschung noch fanden Instandsetzungsmaßnahmen statt. Nach älteren Beschreibungen und Ansichten besaß er ein Fachwerkobergeschoss mit kleinen Erkern. Möglicherweise wohnte dort im ausgehenden Mittelalter die Äbtissin, scheint es doch hier einen direkten Übergang in die Kirche gegeben zu haben. Im Erdgeschoss befand sich ein flachgedeckter Raum, daran anschließend ein breiter Durchgang und im Süden ein großer tonnengewölbter Raum. Mit der Umnutzung zum Verwalterwohnhaus erhielt der Bau 1581 eine äußere Freitreppe. Kurz nach dem 2. Weltkrieg wurde das Walmdach abgebrochen und durch ein flaches Satteldach ersetzt.

Dass der innere Klosterhof auch nach Süden durch einen Baukörper geschlossen war, belegen bei archäologischen Sondierungen 2005 entdeckte Fundamente. Wohl schon Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Südflügel abgebrochen und dabei der Ostflügel verkürzt und mit einer neuen Giebelwand versehen. Auch die Fundamente eines Kreuzgangs, der wahrscheinlich flach gedeckt war, konnten durch archäologische Untersuchungen nachgewiesen werden.

Neben der inneren Klausur gehörten zur Anlage ein großer Hof mit zahlreichen Wirtschaftsgebäuden wie Scheunen, Ställen und einer Mühle, aber auch Bauten zur Unterbringung von Gästen und Externen. Sie sind heute weitgehend verschwunden. Als Letztes wurde der so genannte Hospiz- und Konversenbau in den 1960er Jahren abgebrochen. Nur aus nachklösterlicher Zeit haben sich Wirtschaftsgebäude erhalten, darunter die große, über dem Eingang auf 1625 datierte Scheune sowie eine Holzlege von 1725 (d).

Die Rettung von Kloster Seligental

Immer wieder mussten das Kloster bzw. die Hofanlage Zerstörungen, gravierende Eingriffe und Umgestaltungen erdulden. Darüber hinaus waren auch die Nutzungen, denen die Bauten unterlagen, nicht immer zuträglich für deren Substanz. Insbesondere die Tierhaltung brachte eine starke Versalzung weiter Bereiche mit sich. Durch offene Stellen im Dach und in den Mauern gelangte Was-



6 Ostflügel des Klosters, aktuelle Aufnahme.

ser ins Innere und führte zur Durchfeuchtung. Mörtel begannen zu bröckeln, Putzschichten lagen hohl und wurden von Algen und Pilzen besiedelt, Farben lösten sich. Das Holz verfaulte und wurde von Schädlingen zersetzt, Verbindungen gaben nach. Auch das Mauerwerk verlor an Stabilität, Wände neigten sich und bauchten aus. Teilweise führten die massiven statischen Probleme zu akuter Einsturzgefahr. Zusätzlich verschärfte sich diese dramatische Lage dadurch, dass die damaligen Besitzer keine große Bereitschaft zum Unterhalt zeigten. Die Gebäude verfielen immer mehr. Zwar wusste die Denkmalpflege um den Wert der Anlage und gab bereits in den 1990er Jahren eine bauhistorische Untersuchung und ein Aufmaß in Auftrag. Doch alle Bemühungen, den weiteren Verfall zu stoppen, blieben ohne Erfolg.

Erst der Erwerb des Ostflügels und eines Teils der südlichen Scheune durch die Stadt Osterburken im Jahre 1996 brachte die Wende. Nun konnte die Stadt als Eigentümer zusammen mit dem Landesdenkmalamt über die Zukunft von Seligental nachdenken. Ein Architekturbüro wurde beauftragt und gemeinsam ein schlüssiges Konzept für die erforderlichen Maßnahmen, die spätere Nutzung sowie die Finanzierung erarbeitet.

Bevor es an die Sanierung ging, waren die vorhandenen Schäden zu erfassen und ihre Ursachen



7 Blick in die Sakristei.

8 Sakristei, Detail der Beichnische.



9 Obergeschoss des Ostflügels. Reste der Sitznischen mit ornamentaler Bemalung.

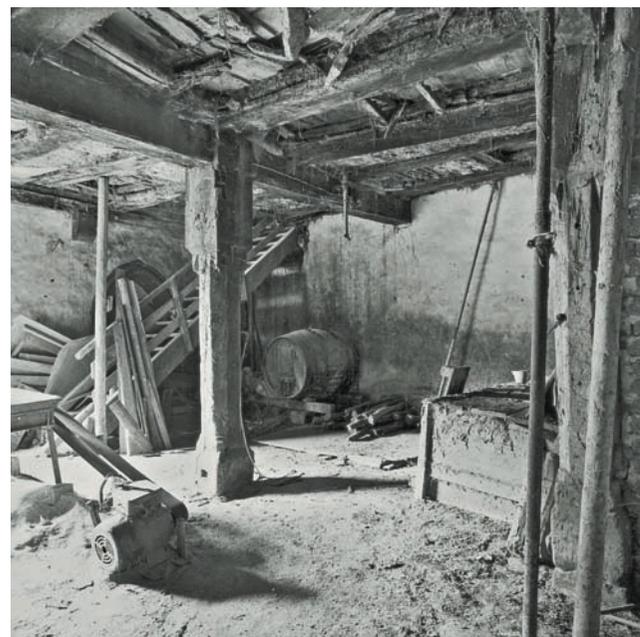
10 Obergeschoss des Ostflügels, ehemaliges Dormitorium (Schlafsaal). Aufnahme 1995 vor Beginn der Sanierung.

11 Erdgeschoss des Ostflügels, vermutlich der Kapitelsaal. Aufnahme 1995 vor Beginn der Sanierung.



zu klären. Im Anschluss daran galt es, die jeweils am besten geeignete Vorgehensweise bei Sicherung und Instandsetzung im Detail zu finden. Besondere Priorität hatte dabei die Stabilisierung von gestörtem, teils statisch bedenklichem Mauerwerk. Es wurde in handwerklicher Technik mit Mörteln, die den historischen angeglichen waren, repariert und ergänzt. Statische Problemzonen wie etwa das Gewölbe über der Sakristei und die Außenwände der Scheune ließen sich durch Verfüllung bzw. Vernadlung sichern. Großer Reparaturbedarf bestand im Bereich der Holzkonstruktionen. Schadhafte Balken wurden zimmermannsmäßig repariert, wobei ein möglichst großer Anteil des historischen Holzes im Bau verbleiben sollte. Nur im Notfall erfolgte der Austausch. Zu einem größeren Eingriff entschied man sich lediglich beim Dachwerk des Nonnenhauses. Da das Notdach der 1960er Jahre starke Schäden aufwies und deshalb ohnehin massivere Arbeiten anstanden, wurde es – soweit wie möglich aus dem vorhandenen Material – mit einer steileren, in alten Abbildungen überlieferten Neigung neu aufgeschlagen. In diesem Zuge setzte man einige kleine

Dachgauben auf, um den Dachraum, der für Veranstaltungen genutzt werden soll, zu belichten. Gedeckt werden konnte das neue Dach weitgehend mit den vorhandenen Biberschwanzziegeln. Erst nach dieser Grundsicherung wandte man sich dem Erhalt der zahlreichen historischen, teils sogar bauzeitlichen Putze und der Rettung der Ausmalungen in der Sakristei zu. Dabei musste besonders behutsam und substanzschonend vorgegangen werden. Dem trug der Eigentümer nicht zuletzt dadurch Rechnung, dass die Nutzung, die für die Seligentaler Räumlichkeiten vorgesehen ist, nur wenige Ansprüche an das Gebäude stellt. Neben einzelnen Veranstaltungen soll das ehemalige Nonnenhaus in Zukunft eine Ausstellung beherbergen, die anhand von Informationstafeln, archäologischen Fundstücken und Kommentaren zu dem, was der Besucher unmittelbar vor Ort sieht, die Geschichte von Kloster Seligental erläutert. Dadurch war es möglich, alle historischen Schichten und Spuren sichtbar zu belassen. Das hieß beispielsweise, dass Putze aus verschiedenen Zeiten nur gesichert, bei Bedarf entsalzt und gereinigt wurden, aber offen nebeneinander stehen bleiben konnten. Nicht die Herstellung von perfekten Oberflächen, sondern die Dokumentation der historischen Zustände war das Ziel. Die wenigen unbedingt erforderlichen Neubauteile, wie etwa die leichte Treppenkonstruktion, die ins Obergeschoss führt, wurden grundsätzlich deutlich ablesbar als solche gestaltet. Dies trifft auch auf die Verglasung der Öffnungen zum Kapitelsaal zu. Sie muss auf der einen Seite den Einblick in den Raum ebenso wie den für das Binnenklima erforderlichen Luftaustausch ermöglichen. Auf der anderen Seite soll sie ungebetene Besucher und tierische Eindringlinge abhalten. Gleichzeitig durften die Eingriffe in den historischen Bestand aber nur minimal ausfallen. Man entschied sich deshalb für eine Einscheibenverglasung mit einer dunklen, schmalen Metallrahmung, die über eine offene Fuge hinweg nur durch einzelne wenige Stifte mit dem Mauerwerk verbunden ist.





Besondere Aufmerksamkeit beanspruchte im Zuge der Sicherungsmaßnahmen die Malerei in der Sakristei. Wie der Vergleich mit Fotos aus den 1950er Jahren belegt, hatte sie in den letzten Jahrzehnten stark gelitten. Der volle Umfang der Schäden stellte sich jedoch erst im Rahmen der Untersuchungen heraus, die man in den Jahren 2000/2001 zur Vorbereitung der geplanten Restaurierung durchführte. Es erfolgte die Sicherung von aufstehenden Putzbereichen, Rissen und Hohlstellen mittels Injektionen. Pudernde Malschichten mussten gefestigt werden, bevor man die Oberflächen von mikrobiologischem Befall befreite und behutsam von Schmutz, Versinterungen und Resten neuzeitlicher Tüncheschichten reinigte. Die hohe Salzbelastung von Wänden und Decke ließ sich durch das Auflegen spezieller Kompressen in mehreren Kampagnen reduzieren. Außerdem wurden die bei früheren Maßnahmen angebrachten, ungeeigneten Zementmörtelplomben entfernt und durch Kalkergänzungen ersetzt. Alle durchgeführten Arbeitsschritte wurden detailliert dokumentiert.

Schluss

Dank der Stadt Osterburken, ihres finanziellen Engagements und dank nicht unerheblicher Landeszuschüsse konnte mit dem ehemaligen Kloster Seligental ein überregional bedeutendes Kulturdenkmal in seinem Bestand gesichert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Erfreulicherweise war es bei diesem Projekt möglich, alle Maßnahmen durch vorgeschaltete Untersuchungen vorzubereiten. Dies führte nicht nur zu umfangreichen neuen Erkenntnissen, was die Baugeschichte der Anlage betrifft, sondern erlaubte auch eine behutsame Instandsetzung. Die Denkmalpflege hat das Vorhaben von Anfang an eng begleitet. Bei Planung und Ausführung der anstehenden Arbeiten bemühten sich alle Beteiligten darum, die optimale Lösung für das jeweilige Problem zu finden. Das Ergebnis ist ein „begehbare bauarchäologisches Denkmal“, das

nicht den Ansprüchen einer modernen, intensiven Nutzung unterworfen ist. Im Rahmen der beschriebenen Maßnahmen konnten aufgrund der herrschenden Eigentumsverhältnisse nicht alle Bereiche in die Instandsetzung einbezogen werden, ebenso wenig ließen sich alle bauhistorischen Fragen klären. Daher bleibt es eine wichtige Aufgabe, Seligental auch weiterhin als einen Fall für die Denkmalpflege im Auge zu behalten.

Eine Besichtigung von Kloster Seligental ist möglich nach Anmeldung im Bürgerbüro der Stadtverwaltung Osterburken (Tel. 06291/4010) oder beim Historischen Verein Bauland, Herrn Dr. Weiß (Tel. 06291/8258).

Außerdem werden am diesjährigen Tag des offenen Denkmals (14.09.2008) von 10 bis 17 Uhr Führungen in Seligental angeboten.

Literatur

Claudia Mohn: Mittelalterliche Klosteranlagen der Zisterzienserinnen, Berliner Beiträge zur Bauforschung und Denkmalpflege 4, Petersberg 2006 (Diss. TU Berlin 2003).

Fabian Schorer: Dokumentation der Restaurierung, 2005 ff. (unveröffentlichte Manuskripte, RPS, Ref. 113).
Michael Weihs / SBW Arbeitsgemeinschaft: Berichte über archäologische Sondagen 1996 ff. (unveröffentlichte Manuskripte; RPK, Ref. 25).

Crowell Architekten: Schadenskartierung und Schadensanalysen, ergänzende Bauaufnahme, 1995 ff. (unveröffentlichte Manuskripte RPK, Ref. 25).

Ute Fahrbach: Kloster Seligental – kein Fall für die Denkmalpflege?, in: Nachrichtenblatt 24, 1995, S. 99–110 (hier weitere Literaturangaben).

Dendroberichte

Arbeitsgemeinschaft für integrierte Bauforschung: Bauaufnahme und Bauforschung Kloster Seligental 1994 (unveröffentlichtes Manuskript, RPK, Ref. 25).

Adolf von Oechelhäuser: Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden IV, Amtsbezirke Buchen und Adelsheim, Tübingen und Leipzig 1901, S. 198–201.

12 Erdgeschoss des Ostflügels, vermutlich der Kapitelsaal. Aufnahme des aktuellen Zustandes.

13 Südlicher Teil der barocken Scheune.

Dr. Claudia Baer-Schneider
Regierungspräsidium
Karlsruhe
Referat 25 –
Denkmalpflege

Dr.-Ing. Claudia Mohn
Regierungspräsidium
Stuttgart
Landesamt für
Denkmalpflege

Archäologie und Bauforschung

Die Stadtmauern im Süden der Konstanzer Altstadt



Eigentlich eine Selbstverständlichkeit: Um die Geschichte eines Baudenkmals zu erforschen, nutzt man alle Quellen, die vorhanden sind, seien es Schriftstücke, Bilder, Fundstücke, Bodenbefunde oder die noch aufrecht stehende Bausubstanz. Erst all diese Elemente zusammen erlauben eine realitätsnahe Rekonstruktion der Bau- und Nutzungsgeschichte. Und deren Kenntnis ist unerlässlich für den richtigen Umgang mit dem Denkmal.

Frank Löbbecke

Archivalische, archäologische und bauhistorische Forschungen, um nur drei der beteiligten Disziplinen zu nennen, gehen von unterschiedlichen Quellen aus – und werden meist von verschiedenen Personen durchgeführt. Das ist aber kein Grund, ihre Ergebnisse erst am Ende einer Untersuchung mühsam unter einen Hut zu bringen. Von Anfang an sollten Art und Umfang der Arbeiten aufeinander abgestimmt sein, um möglichst viele Erkenntnisse zu gewinnen und eine gemeinsame Auswertung zu ermöglichen. So selbstverständlich dieser Ansatz ist, so schwierig lässt er sich manchmal in der Praxis umsetzen. Interdisziplinarität kann mühsam sein, ist aber gewinnbringend. Dies werden die Beiträge zum Tag des offenen Denkmals 2008 unter dem Motto „Archäologie und Bauforschung“ zeigen – und das soll auch anhand einiger Fallbeispiele belegt werden, die in diesem und den folgenden Heften des Nachrichtenblatts vorgestellt werden.

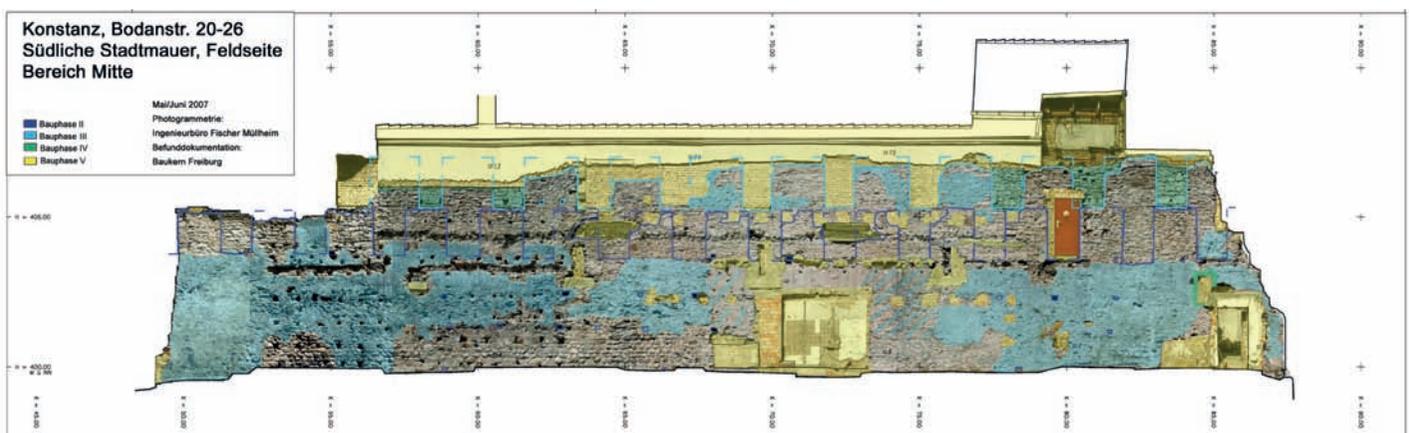
Mauer, Graben, Kontermauer

Eine Stadtbefestigung eignet sich hervorragend als Beispiel für diese Kombination von Baufor-

schung und Archäologie, sind doch Mauer und vorgelagerter Graben per se zugleich Bau- und Bodendenkmal. So verhält es sich auch bei der südlichen Umwehung der Konstanzer Altstadt. Der Süden der Konstanz Innenstadt, nahe der Schweizer Grenze, ist großen baulichen Veränderungen ausgesetzt, die das Viertel für Investoren attraktiv machen. In der Folge hat man viele Bauten saniert und teilweise auch abgerissen. Bei diesen Baumaßnahmen kam die in Konstanz bereits lange praktizierte Zusammenarbeit der verschiedenen Fachdisziplinen zum Tragen. So wurde im Jahr 2001 auf dem Grundstück Neugasse 9 eine archäologische Ausgrabung des damaligen Landesdenkmalamts, Außenstelle Konstanz, durchgeführt. Gleichzeitig liefen die bauhistorischen Untersuchungen der Stadtmauer, die die Parzelle im Süden begrenzt. Für beide Forschungsgebiete wurde ein gemeinsamer Befundkatalog geführt, was zwangsläufig eine enge Zusammenarbeit aller Beteiligten bei der Befundinterpretation mit sich brachte. Dieses Vorgehen erleichterte und beschleunigte die anschließende Auswertung wesentlich.

Eine derartige Verknüpfung war auch bei dem

1 Ansicht der „Jüngeren Stadtmauer“ mit farbiger Kennzeichnung der Bauphasen – Baualterskartierung in Zusammenarbeit von Restaurator und Bauforscher.





2 Die „Jüngere Stadtmauer“ samt Stadttor (Morder- oder Schlachtort). Archivalien wie diese Zeichnung überliefern den Zustand vor dem Torabbruch im 19. Jahrhundert.

Bauprojekt Bodanstraße 20–26 gefragt (Sommer 2007). Im Zuge eines Neubauprojekts hat man hier die Feldseite der Stadtmauer auf einer Länge von über 50 m freigestellt und anschließend den vorgelagerten Grabenbereich bebaut. Gemeinsam haben Restaurator und Bauforscher die Mauerbefunde und Putzfragmente kartiert und bewertet (Abb. 1). Ein Team des Regierungspräsidiums Freiburg, Referat 25, unter Beteiligung der Bauforschung, übernahm die Dokumentation im ehemaligen Graben (Abb. 3). Schon im Vorfeld der Maßnahmen waren die Archivalien ausgewertet worden (Abb. 2). Ähnlich ging man beim innerhalb der Stadtmauer gelegenen Grundstück Rosgartenstraße 27 vor (ebenfalls Sommer 2007). Die Analyse der Holzbefunde und menschlichen Knochen durch das Landesamt für Denkmalpflege, Außenstellen Konstanz und Hemmenhofen, ist noch nicht abgeschlossen.

Älteste und Ältere Stadtmauer

All diese Untersuchungen lassen nun eine Rekonstruktion des Baugeschehens am südlichen Rand der Konstanzer Altstadt zu. Dabei zeigte sich, dass hier innerhalb weniger Jahrzehnte drei Stadtmauern entstanden, die bald darauf noch ausgebaut wurden.

Die auf einem halbinselartigen Moränenrücken liegende Konstanzer Altstadt war fortifikatorisch gut gesichert, denn sie wurde auf drei Seiten von Wasser und Feuchtgebieten umgeben. Nur im Süden setzt sich die Landzunge zu den Höhen des Thurgaus fort. Daher mussten hier besondere Anstrengungen unternommen werden, um gegebenenfalls feindliche Angriffe abwehren zu können. Und tatsächlich ließen sich in den letzten Jahren mehrere „Generationen“ von Stadtmauern samt Gräben belegen. Sie sicherten eine Stadterweiterung des 12./13. Jahrhunderts, die das südliche Drittel der Konstanzer Altstadt umfasst.

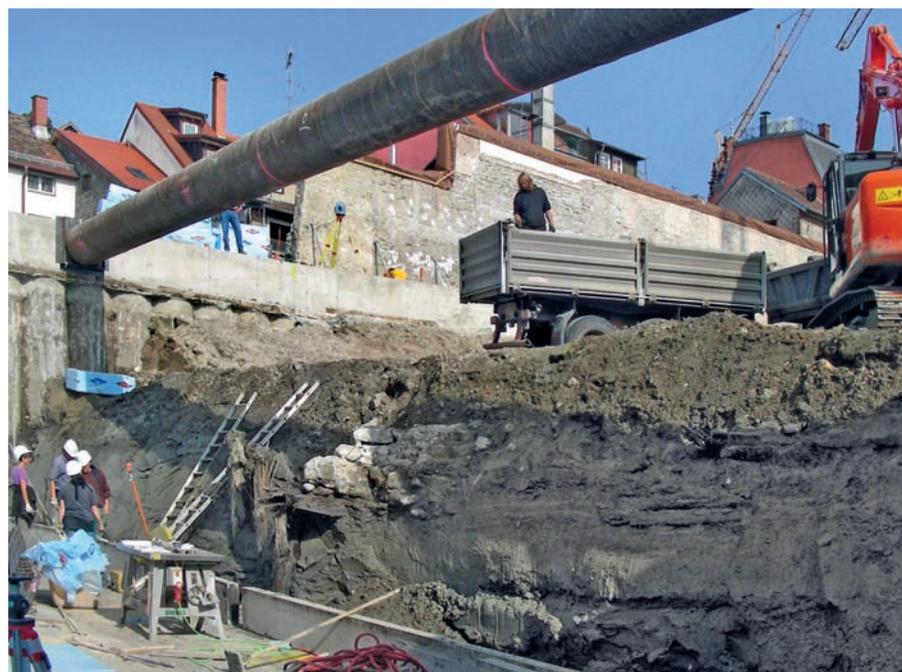
Eine erste Befestigung dieser Stadterweiterung rekonstruierte die ältere Forschung entlang von Ehgräben und Gassen (Pfauen- und Obere Augustinergasse), doch konnte dort keine Mauer

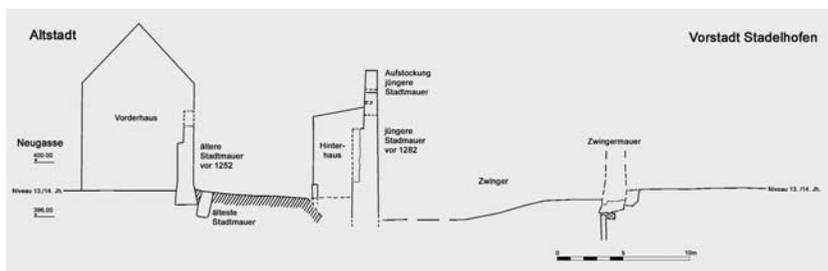
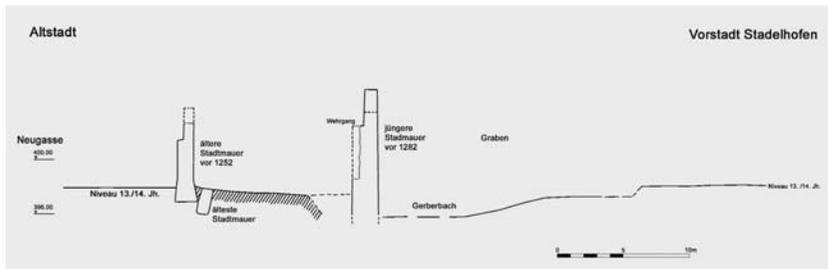
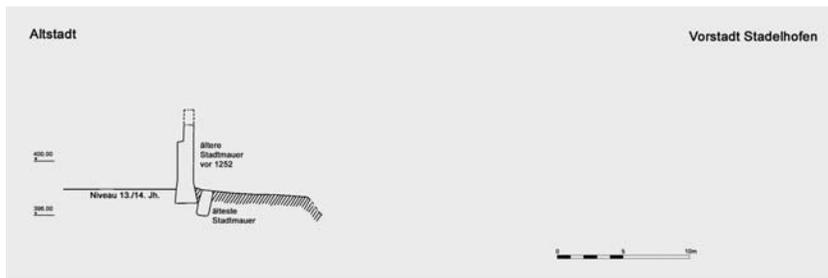
nachgewiesen werden. Stattdessen fand sich weiter südlich ein Mauerzug, der sich – vielfach durchbrochen und nur noch 2–4 m hoch – in einigen Häusern an der Neugasse erhalten hat (Neugasse 3, 5, 9, 13, 15, 19). Das zweischalige Mauerwerk bestand überwiegend aus Wacken (Flussgeröll). Die Errichtung der Mauer wurde vorsichtig um 1200 oder in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert. 1252 muss sie bereits existiert haben, denn damals ließ Heinrich in der Bünde seinen Obstgarten nahe der Mauer als Bauland parzellieren und zur Erschließung die „Niuwogasse“ (Neugasse) anlegen – eine der wenigen exakt datierten Straßen in Deutschland. Seit der letztjährigen Ausgrabung Rosgartenstraße 27 und ihrer dendrochronologischen Auswertung kann der Mauerbau zeitlich genauer gefasst werden: Auf dem Grundstück fand sich das Fundament der Stadtmauer über einer aufgegebenen Latrine. Deren Holzwände bestanden aus wieder verwendeten Schiffsplanken. Das jüngste Holz war um 1195 geschlagen worden. Geht man von einer 30-jährigen Nutzungsdauer des Bootes aus, dürfte die Latrine frühestens um 1225 angelegt worden sein. Ihre Verfüllung und der Bau der Stadtmauer erfolgten noch später, im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts. Beim Errichten der Mauer scheint es statische Probleme gegeben zu haben: Auf dem Grundstück Neugasse 9 konnte eine

Glossar

Berme: meist horizontales Stück bzw. Absatz in der Böschung eines Damms, Walls, einer Mauer oder eines Hangs.

3 Archäologische Dokumentation während der Baumaßnahme. Oben die „Jüngere Stadtmauer“ mit ehemaligem Graben, im Mittelgrund das Fundament der Zwingermauer mit Pfahlrost.





4 Entwicklung der Stadtmauer im Süden der Konstanzer Altstadt: „Älteste“ und „Ältere Stadtmauer“ (Phase I–II, vor 1252), „Jüngere Stadtmauer“ mit Graben (Phase III, vor 1281) und die erhöhte Mauer mit vorgelagertem Zwinger (Phase IV, vor 1353).

zweite Mauer unmittelbar vor der Stadtmauer archäologisch nachgewiesen werden. Sie war stark zum Graben geneigt. Vermutlich handelt es sich um eine erste Stadtmauer, die noch während des Baus einstürzte. Die beiden Bauten haben wir als „Älteste“ und „Ältere Stadtmauer“ im Konstanzer Süden bezeichnet (Abb. 4, Phase I–II). Das zugehörige Bodenniveau lag knapp 0,5 m tiefer als heute. Auf der Feldseite schlossen sich eine leicht abschüssige Berme und der Graben an. An Hussen- und Rosgartenstraße standen zwei Stadttore (Vorgänger des Schnetztors und des Morder- oder Schlachttors, Abb. 2); außerdem verstärkten zwei Türme die Mauer. Am Eckturm zum See und im Westen der Stadterweiterung setzte sich die Stadtmauer nach Norden fort.

Die Jüngere Stadtmauer und ihr Ausbau

Die heute noch in großen Teilen sichtbare „Jüngere Stadtmauer“ befindet sich 8–12 m südlich der älteren (Abb. 1 und 4, Phase III). Neubaumaßnahmen auf den Grundstücken Neugasse 9 und Bodanstraße 20–26 machten restauratorische, bauhistorische und archäologische Untersuchungen am Mauerzug notwendig. Die zweischalige Bruchsteinmauer hat man in den älteren Stadtgraben gesetzt, um sich einen Teil der Aushubarbeiten für die Baugrube und den neuen Graben zu ersparen. Die Mauer war bis zu 1,60 m dick

und 7,80 m hoch. Der Wehgang in 5 m Höhe wurde durch eine Brustwehr und hohe Zinnen gedeckt. Der unmittelbar vorgelagerte Stadtgraben war nur 2,50 m tief, dafür aber etwa 17 m breit und vom Gerberbach durchflossen. Zumindest in Hochwasserphasen haben Bach und aufsteigendes Grundwasser den Graben überschwemmt, wie Sedimente auf der Grubensohle belegen. Der feldseitige Grabenrand war gebösch.

Die „Jüngere Stadtmauer“ muss vor 1281 errichtet worden sein, denn damals ist in einer Urkunde des Augustinerklosters bereits von zwei Mauern die Rede, von einer älteren und einer jüngeren. Zwischen beiden Mauern wurde das Refektorium der Augustiner erbaut. Das Kloster nutzte auch den seeseitigen Eckturm, musste dafür aber auch freie Zugänglichkeit im Kriegsfall gewähren und vermutlich für den Unterhalt der Mauer aufkommen. Für das Konstanzer Franziskanerkloster an der westlichen Stadtmauer (St. Stephansplatz 19) ist diese Unterhaltungspflicht überliefert.

Bald nach ihrer Errichtung wurde die neue Stadtmauer noch einmal um 1,60 m aufgestockt (Abb. 1, 4; Phase IV). Die Erhöhung dürfte erfolgt sein, bevor die angrenzende Vorstadt Stadelhofen ab 1353 befestigt wurde. Möglicherweise gleichzeitig mit der Mauererhöhung hat man die Außenseite des Stadtgrabens mit einer Mauer auf Pfahlgründung gesichert (Abb. 3, 4; Phase IV). Die Oberkante der Mauer ist nicht mehr erhalten, aber ihre Breite entspricht der der eigentlichen Stadtmauer und könnte daher ehemals einige Meter hoch gewesen sein. Sie fungierte als Vormauer, die den zuvor unbefestigten Graben zwischen den beiden Stadttoren zwingerartig einfasste.

Damit hatte die südliche Befestigung der Konstanzer Altstadt die Form erhalten, die sie weitgehend bis ins 19. Jahrhundert beibehielt (Abb. 2). Erst nach Aufgabe der Zollgrenze 1866 wurden das Schlachttor und der Bruderturm abgerissen und der Stadtgraben bebaut. Die Mauer überdauerte die Abrisswelle, weil sie in die neu entstehende Bebauung als Rückwand und Hofmauer integriert wurde.

Literatur

- F. Löbbecke / A. Bräuning: Stadtarchäologie in Konstanz, in: Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 2007 (im Druck).
- F. Löbbecke / R. Röber: Drei Stadtmauern im Süden der Konstanzer Altstadt, in: Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 2002, S. 202–204.
- M. Dumitrache: Konstanz. Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg. Hg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg / Stadt Konstanz, Stuttgart 2000, S. 56–61, S. 193–201.

Frank Löbbecke
BauKern – Architektur
und Geschichte
Tuslingerstraße 12
79102 Freiburg

Der Truppenübungsplatz Münsingen

110 Jahre Militärgeschichte in Württemberg

Der ehemalige Truppenübungsplatz Münsingen liegt im Zentrum des Biosphärengebietes „Schwäbische Alb“ und ist ein außergewöhnlich anschaulich überliefertes und überregional bedeutendes Zeugnis der Militärgeschichte. Bereits 1996 wurde die Truppenunterkunft „Altes Lager“ als Kulturdenkmal ausgewiesen. Jedoch erst, als die Bundeswehr die Schließung des Platzes bekannt gab, konnte sich die Denkmalpflege näher mit den im Gelände befindlichen Übungsbauten beschäftigen, was zur Benennung des gesamten, rund 6700 ha umfassenden Platzes als Kulturdenkmal führte. Dieser fachlichen Einschätzung stimmte der Denkmalrat beim Regierungspräsidium Tübingen in seiner Sitzung am 25. April 2007 einstimmig zu.

Iris Fromm-Kaupp

Zur Geschichte des Truppenübungsplatzes

Der Truppenübungsplatz Münsingen zählt zu den ersten modernen Truppenübungsplätzen, die ab etwa 1890 im Deutschen Reich eingerichtet wurden. Die Entwicklung von Gewehren und Geschützen mit größerer Reichweite gegen Ende des 19. Jahrhunderts ermöglichte eine Steigerung der operativen Möglichkeiten und führte dadurch zu einer Veränderung der Kampftechnik und der Truppenführung. Es wurde rasch deutlich, dass die Exerzierplätze in der Nähe der meist stadtnah gelegenen Kasernen den gestiegenen Ansprüchen nicht mehr genügten. Das Üben mit scharfer Munition unter kriegsmäßigen Bedingungen, in geschlossenen Verbänden und in Kombination mit anderen Waffengattungen, erforderte eine Ver-

größerung der Übungsplätze sowie deren Verlagerung ins freie Gelände.

Ab 1895 erwarb deshalb die Königlich Württembergische Heeresverwaltung Gelände im Bereich des Münsinger Harts, um hier einen Truppenübungsplatz für das XIII. Königlich Württembergische Armeecorps einzurichten. Das bis auf wenige Hofgüter unbesiedelte Münsinger Hart mit seiner leicht hügeligen Landschaft, den überwiegend als Schafweide genutzten Magerwiesen und den Waldbeständen bot für den militärischen Übungsbetrieb geradezu ideale Bedingungen. Die erste offizielle Schießübung fand am 3. Juni 1896 statt. Zur Unterbringung der übenden Soldaten entstand in der Nähe von Auingen ein Barackenlager, das vier Regimenter aufnehmen konnte und ab 1915, als bei Münsingen neue Unterkünfte er-



1 Blick über den Truppenübungsplatz mit der typischen Landschaft des Münsinger Harts.



2 Der Beobachtungsturm „Lindequist“ stammt noch aus der Anfangszeit des Platzes. Seitlich ist ein Pferdeunterstand angebaut, in dem die Tiere an den Gefechtslärm gewöhnt wurden.

richtet wurden, die Bezeichnung „Altes Lager“ erhielt. Wohl aus Anlass der Fertigstellung der ersten Backsteinbaracken im „Alten Lager“ besuchte König Wilhelm II von Württemberg am 15. Juli 1897 den Truppenübungsplatz. Noch im selben Jahr erfolgten ein Geländezukauf und damit die Vergrößerung des Platzes, außerdem wurde im Südosten auf der Gemarkung von Ennabeuren das Remontedepot Breithülen erbaut – eine Einrichtung zur Aufzucht von Militärpferden. Obwohl kleiner als ursprünglich geplant, war der Truppenübungsplatz Münsingen bei seiner Eröffnung der fünftgrößte Übungsplatz im Deutschen Reich. 1899 besuchte Kaiser Wilhelm II anlässlich eines Manövers die Einrichtung.

Für die umliegenden Gemeinden war der Truppenübungsplatz ein wichtiger Wirtschaftsfaktor: Die Garnisonsverwaltung vergab den Unterhalt der ab 1895 errichteten Gebäude meist an ortsansässige Handwerker, den Proviant für Mannschaft und Tiere lieferten Erzeuger aus der Umgebung und auch die Gaststättenbranche profitierte von der nunmehr gestiegenen Nachfrage. Von Anfang an wurden die Wiesen auf dem Übungsplatz an heimische Landwirte verpachtet und der Wald auf dem Gelände von hauptamtlichen Forstwarten betreut. Allerdings waren auch Investitionen in die Infrastruktur erforderlich, die die Einnahmen weit überstiegen. Hier ist vor allem der Bau eines Wasserleitungsnetzes als Teil der Albwasserversorgungsgruppe XIII hervorzuheben. Infolge der stetigen Erweiterung des Lagers zeigte sich jedoch schnell, dass die Wasserversorgung für die Massenbelegung nicht ausreichte, sodass die Militärverwaltung eine eigene, von der Albwasserversorgung unabhängige Leitung erbaute.

Auch der Anschluss von Münsingen an das Eisenbahnnetz erfolgte in erster Linie aus militärischen Gründen. Für den raschen Transport von Truppen, Pferden, Geschützen, Proviant und anderem Material war eine Eisenbahnverbindung unabdingbar. Zwar wurde bereits 1893 durch die Eröffnung der Zahnradstrecke von Honau nach Münsingen eine Verbindung nach Reutlingen geschaffen, doch war diese aufgrund der Steigung für die militärische Nutzung nicht ausreichend. Erst mit der 1901 eröffneten Strecke Münsingen – Schelklingen konnten militärische Güter und größere Truppenkontingente problemlos auf dem Schienenweg transportiert werden.

3 Handgranatenwurfstand aus dem Jahr 1923.

4 Der gemauerte Unterstand gehört zu einer 1941 angelegten und ursprünglich einen Quadratkilometer umfassenden Übungsanlage für den Kampf um ständige Befestigungen.



Ab 1908 kamen auch nichtwürttembergische Einheiten zur Ausbildung auf den Platz. So übte hier zum Beispiel eine preußische Luftschifferabteilung alljährlich mit Fesselballons. Außerdem hat man zwischen 1911 und 1913 neue Zünder für die Artillerie erprobt. Während des Ersten Weltkriegs wurden in Münsingen Großverbände für den Fronteinsatz zusammengestellt und ein Kriegsgefangenenlager eingerichtet. 1918/19 erfolgte die Aufstellung der Freiwilligenabteilung Haas, die dann in die Reichswehrbrigade 13 integriert wurde. 1919 endete die württembergische Zuständigkeit für den Münsinger Truppenübungsplatz, die Militärhoheit ging auf die Reichsregierung über.

Zwischen 1919 und 1933 diente Münsingen sämtlichen Reichswehrverbänden als Übungsplatz. 1937/39 erfolgte eine Erweiterung des Platzes zu seiner heutigen Größe. Die in der Erweiterungsfläche liegende Gemeinde Gruorn wurde mit der Ausweisung des Heeresgutsbezirks am 10. April 1942 aufgelöst, die gesamte Gemeindefläche ging in Reichsbesitz über.

Die Wehrmacht nutzte den Platz zwischen 1934 und 1938 zur Erprobung neuartiger Verbände wie Panzerabwehrabteilung, MG-Bataillone und Nebelabteilung. Während des Zweiten Weltkriegs wurden in Münsingen Großverbände aufgestellt; u. a. 1943/44 die vierte italienische Gebirgsdivision der Mussolini-Regierung, die so genannte „Monte Rosa“-Division, und 1945 die erste Division der Wlassow-Armee, eine Division russischer Soldaten, die auf nationalsozialistischer Seite kämpften. Nach Kriegsende diente Münsingen als Übungsplatz für die „Forces Françaises en Allemagne“, die französischen Streitkräfte in Deutschland, denen 1957 ein deutsches Verbindungskommando hinzugefügt wurde. Von 1992 bis Ende 2005 war die Bundeswehr Hauptnutzer des Platzes.

Bestandteile des Kulturdenkmals „Truppenübungsplatz Münsingen“

Heute umfasst der Truppenübungsplatz Münsingen rund 6700 ha. In dieser Fläche haben sich zu Übungszwecken errichtete, militärische Einrichtungen wie zum Beispiel Beobachtungstürme, Beobachtungsstände und -bunker sowie Zielbedienungsunterstände samt technischer Ausstattung, Grabensysteme, Wälle und Schanzanlagen, aber auch Zeugnisse der Infrastruktur wie das Fern-





5 1967 von der Bundeswehr errichtetes, motorisiertes Maschinenhaus mit noch erhaltener technischer Einrichtung.

6 Vom Maschinenhaus aus wurden die Ziele mittels Drahtseilen im Gelände bewegt.

meldenetz und die Wasserversorgungsleitung, erhalten. In seiner landschaftlichen Vielfalt mit dem Wechsel von offenen Bereichen und kleineren Waldbeständen sowie der unterschiedlichsten topografischen Gegebenheiten bot das Gelände hervorragende Voraussetzungen für die militärische Ausbildung der Soldaten. Zum Kulturdenkmal gehören außerdem das „Alte Lager“, das zur Unterbringung der Soldaten diente, das ehemalige Remontedepot Breithülen, in dem die Militärpferde ausgebildet wurden sowie drei Friedhöfe für russische Kriegstote und Verstorbene des Gutsbezirks.

Diese einzelnen Bestandteile bilden das Kulturdenkmal „Truppenübungsplatz Münsingen“ und dokumentieren in ihrem funktionalen Zusammenhang den militärischen Übungsbetrieb der vergangenen 100 Jahre und seine Auswirkungen auf bestehende Strukturen aus der Zeit vor dieser Nutzung.

Das Übungsgelände mit seinen militärischen Zweckbauten

Die für den Übungsbetrieb entwickelten militärischen Zweckbauten waren Regelbauten, die den Militärvorschriften zu entsprechen hatten. Sie lagen im Sperrgebietsbereich des Truppenübungsplatzes, der, um zivile Einflussnahme auszuschalten, als Gutsbezirk ausgewiesen wurde und dadurch direkt unter staatlicher Zuständigkeit stand. Während auf anderen, in etwa zeitgleich angelegten Truppenübungsplätzen in Deutschland die meisten der älteren militärischen Zweckbauten zerstört sind oder manche Zeitstufen ganz fehlen, haben sich in Münsingen Beispiele des militärischen Übungsbetriebes noch aus der Anfangszeit des Platzes und aus den beiden Weltkriegen erhalten. Auf beispielhafte Weise veranschaulichen sie die rund hundertjährige Geschichte der hier geübten Waffensysteme und den jeweiligen Stand der Kriegsführung. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass nicht nur die Baulichkeiten selbst Aussagekraft besitzen, sondern ihre Funktion erst durch ihre räumlichen Beziehungen untereinander verständlich wird. Deshalb ist auch das Übungs-

gelände selbst integraler Bestandteil des Kulturdenkmals.

Von den zurzeit etwa 170 erfassten militärischen Objekten auf dem Gelände sind viele besonders gut und in ihrer funktionalen Einheit überliefert. Daher dokumentieren sie anschaulich die jeweils aufeinander folgenden Zeitschichten der militärischen Nutzung. Die an die Beschaffenheit des Truppenübungsplatzes gestellten Anforderungen haben sich während der Nutzungszeit nicht wesentlich geändert, weshalb die Schießbahnpositionen auf dem Platz nahezu unverändert blieben.

Die gegen Ende des 19. Jahrhunderts entwickelten Schusswaffen mit größerer Reichweite hatten zur Folge, dass die übenden Soldaten ihre Ziele nicht mehr oder nur sehr eingeschränkt sehen konnten. Deshalb mussten Beobachtungstürme erbaut werden, von denen aus die Übung gelenkt wurde (in Münsingen die Türme „Lindequist“ und „Falkenhausen“). Den Türmen waren Beobachtungsstände, Bunker und Maschinenhäuser zugeordnet, von denen aus Attrappen mittels Drahtseile auf entsprechenden Schienen durch das Gelände gezogen wurden. Zur Orientierung dienten eigens an markanten Punkten errichtete, zivilen Gebäuden nachempfundene Bauten wie etwa die Windmühle auf dem Sternenberg. Ein gut überliefertes Beispiel für die Kampftechnik aus der Zeit des Ersten Weltkriegs ist das Grabensystem bei der Ludwigshöhe.

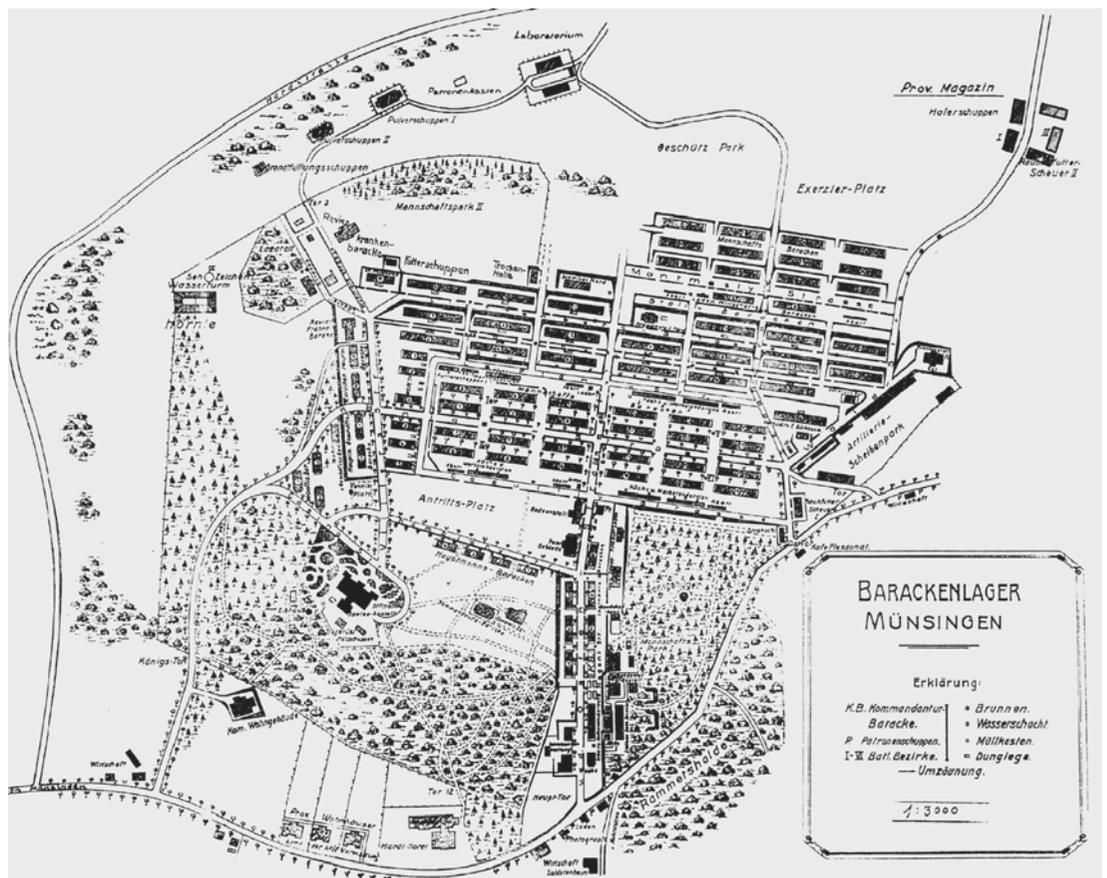
Während der Reichswehrzeit (1920–1933) legte man verstärkt Wert auf Taktik und abwechslungsreiche Schießausbildung mit Infanteriewaffen. Dazu wurden im Boden eingelassene und mit einem Eisendeckel abschließende Deckungsbauten errichtet, von denen noch mehr als die Hälfte der ursprünglich 29 Bauten erhalten blieben. Aus dieser Zeit stammen auch die Beobachtungstürme „Seeckt“ und „Reinhardt“ und die fast vollständig erhaltenen 36 Artilleriebeobachtungsstände. Noch komplett überliefert ist ein Handgranatenwurfstand von 1922/23 auf der Oberösch.

Die Bauten aus der Zeit des Dritten Reiches spiegeln die Einführung neuer Waffensysteme und die personelle Aufstockung des Heeres wider. Dazu

7 Vor allem die exponiert stehenden Beobachtungstürme, hier der 1928 errichtete Turm „Seeckt“, sind durch Witterung und jahrelangen Militärbetrieb vom Zerfall bedroht.



8 Ein Lageplan des „Alten Lagers“ von 1907/11 zeigt die rasterartige Gliederung der Anlage und den von Anfang an geplanten Baumbestand entlang der Hauptstraßen. Ein Großteil der verzeichneten Gebäude ist heute noch erhalten. (Vorlage: Hauptstaatsarchiv Stuttgart)



9 Das 1897 vom Stuttgarter Architekten Karl Märklin errichtete „Alte Lager“ ist das einzige in dieser Vollständigkeit erhaltene Barackenlager der Kaiserzeit. Die im ganzen Lager einheitliche Verwendung verschiedenfarbigen Backsteins zusammen mit grünen oder grauen Fensterläden und Fachwerkgestaltung an den Veranden erinnert an die Sommerfrischearchitektur der Jahrhundertwende.

zählen der Turm „Lenné“, zwei Schießstände für Pistole und Infanteriegewehr, ca. 25 beschuss-sichere Bunker und vier motorisierte Zielbedienungsunterstände, die Ziele in unterschiedlicher Geschwindigkeit bewegen konnten. Zwei davon, im Westteil des Platzes, südlich Waldgreut und am Ostrand des Kalkbuchs gelegen, sind noch eingeschränkt funktionsfähig. Auch die 1941 im Erweiterungsgebiet in der oberen Sonnhalde errichtete und ursprünglich einen Quadratkilometer umfassende Übungsanlage für den Kampf um ständige Befestigungen existiert teilweise noch heute. Aus der frühen Nachkriegszeit sind zwölf 1951 von der französischen Armee errichtete Beobachtungs-

bunker und drei 1967 von der Bundeswehr erstellte Maschinenhäuser überliefert.

Fernmeldenetz und Wasserversorgung

Eine Besonderheit in Münsingen ist das noch erhaltene, ab 1898 eingerichtete Fernmeldenetz, an das sämtliche Türme, Unterstände, Maschinenhäuser aber auch Schlagbäume und das Remontedepot Breithülen angeschlossen waren. Dieses Leitungsnetz verlief streckenweise unterirdisch und wurde noch bis 1980 benutzt. Ein Großteil der Fernmeldesäulen und Kabeltöpfe findet sich heute noch im Gelände.

Von der ab 1897 angelegten und 1915 erweiterten Wasserversorgung wurden acht Entnahmestellen auf dem Truppenübungsplatz gespeist, die mit Pferdetränken und Kästen zur Feuerlöschung ausgestattet waren. Davon sind neben der Rohrleitung noch drei gusseiserne Hydranten und einige zementierte Tröge auf dem Areal erhalten.

Altes Lager

Im gleich zu Beginn der Platznutzung 1897 fertig gestellten Alten Lager am Südrand des Areals wurden die Soldaten der übenden Truppen und die Standortbesatzung untergebracht. Es ist das einzige, in dieser Vollständigkeit überlieferte kaiserzeitliche Barackenlager in Deutschland und gilt bereits seit 1996 als Kulturdenkmal. Mit der Pla-



nung wurde 1895 der Stuttgarter Architekt Karl Märklin beauftragt, der zuvor bereits andere Garnisonsbauwerke ausgeführt hatte. Die während des folgenden Jahrzehnts mit der Vergrößerung des Alten Lagers beschäftigten Militärbaumeister übernahmen seine Vorgaben. Bis heute blieb ein Großteil der auf dem Lageplan von 1907/11 verzeichneten Gebäude erhalten. Ein Charakteristikum des Alten Lagers ist der von Anfang an geplante Baumbestand entlang der Erschließungsstraßen, der teilweise noch heute besteht und entlang der Lagerhauptstraße ergänzt wurde.

Die Erschließung erfolgt über gerade Straßen, die im Bereich der Mannschaftsbaracken im nördlichen Teil rasterartig angelegt sind. Im Zentrum des Alten Lagers befindet sich das Postgebäude, das einem Dorfrathaus nachempfunden ist. Im südwestlichen, etwas erhöhten Bereich des Lagers waren die höheren militärischen Ränge untergebracht. Hier stehen die Kommandeurs- und Hauptmannsbaracken. Am höchsten Punkt, auf der Spitze der Anhöhe, befindet sich das Offizierscasino. Die Anordnung der Unterkünfte mit den jeweiligen Rangstufen auf unterschiedlichem Geländeneiveau spiegelt augenfällig die militärische Hierarchie wider.

Munitionssammlung

Im ehemaligen Postgebäude (heute Museum) des Alten Lagers befindet sich die Munitionssammlung des Truppenübungsplatzes. Sie wurde ab den 1960er Jahren angelegt und dient bis heute zur Identifizierung der im Gelände aufgefundenen Munitionsteile sowie zur Schulung von nicht-

fachkundigen Platznutzern. Die Sammlung gibt einen Überblick über die in Münsingen in den vergangenen 100 Jahren zu Übungszwecken verwendete Munition.

Remontedepot Breithülen

Schon kurz nach Inbetriebnahme des Truppenübungsplatzes hat man ab 1897 im Südosten des Geländes zur Aufzucht von Militärpferden das Remontedepot Breithülen eingerichtet, das direkt dem Königlich Württembergischen Kriegsministerium unterstellt war. Die Pläne fertigte der Stuttgarter Architekt Karl Märklin, der bereits im Jahr zuvor das „Alte Lager“ entworfen hatte. Es entstanden fünf Stallungen für je 60 Pferde, ein Krankenstall, eine Rauhfutter- und Stroscheune, eine Wagenremise, eine Garage und eine Beschlagsschmiede, außerdem das Verwaltergebäude und Unterkünfte für die Knechte. Zur Ausbildung der Pferde gehörte es auch, sie an Artilleriefeuer zu gewöhnen. Dazu wurden jeweils bis zu 20 Pferde während der Gefechtsübungen in einen speziell hierfür errichteten Bunker beim Turm Lindequist gebracht. Trotz späterer Umbaumaßnahmen und mehrmaliger Umnutzung vermitteln die um eine rechteckige Freifläche gruppierten Gebäude noch einen Eindruck der ursprünglichen Anlage.

Friedhöfe

Nordwestlich des Alten Lagers, auf den Gewannen Hörnle und Gänsewag, befinden sich drei Friedhöfe für russische Kriegstote des Ersten und



10 Das Offizierscasino wurde in den Jahren 1996 bis 2002 unter Berücksichtigung denkmalpflegerischer Anforderungen renoviert.



11 Das 1897 eingerichtete Remontedepot Breithülen diente zur Aufzucht von Militärpferden. Die drei noch aus der Erbauungszeit stammenden Stallungen sind gestalterisch den Bauten des „Alten Lagers“ angeglichen.

12 Im Wachgebäude und dem dahinter liegenden Gebäude des ehemaligen Arbeitskommandos wird derzeit das Info-Zentrum für das „Biosphärengebiet Schwäbische Alb“ eingerichtet.

Zweiten Weltkrieges sowie für Verstorbene des Gutsbezirks.

Konservierung und Nutzung

Durch die Verkehrssicherungsmaßnahmen der Bundeswehr wurden die meisten Bunker und Unterstände auf dem Übungsgelände mit Betonplatten verschlossen, sodass hier aus Sicht der Denkmalpflege vorerst kein Handlungsbedarf besteht. An einzelnen Bauten wie zum Beispiel den massiven Türmen sind allerdings konservierende Maßnahmen erforderlich. Sie haben durch die jüngere militärische Nutzung Schaden genommen und sind schon aufgrund ihrer exponierten Lage vom Verfall bedroht.

Für das Alte Lager wird derzeit nach einer denkmalverträglichen und möglichst dauerhaften Nutzung gesucht. Im Wachgebäude und dem dahinter liegenden ehemaligen Gebäude des Arbeitskommandos wird demnächst das Info-Zentrum für das „Biosphärengebiet Schwäbische Alb“ eingerichtet. Einzelne Gebäude sind an Firmen vermietet.

Der Truppenübungsplatz ist Teil des Biosphärengebietes. Neben kleineren Bereichen, die als vom Menschen unbeeinflusste Kernzonen vorgesehen

sind, wurde der größte Teil des Platzes als Pflegezone ausgewiesen. In diesem Bereich soll die bisherige behutsame Nutzung zum Beispiel als Schafweide weitergeführt werden. Mit dieser Vorgabe kann nicht nur das gegenwärtige Landschaftsbild, sondern auch der Erhaltungszustand der militärischen Zweckbauten auf dem Platz weitgehend bewahrt werden. Obwohl mittlerweile einige Wege für Besucher freigegeben sind, schließt die allgegenwärtige Munitionsbelastung weite Teile des Areals von einer öffentlichen Nutzung aus.

Literatur

Odwin Klaiher: Das Alte Lager Münsingen – Historie und Sanierung eines militärgeschichtlichen Zeugen, in: Schwäbische Heimat 2002, Heft 3, S. 292–300.
 Joachim Lenk: Letzter Appell in Schwäbisch-Sibirien. 2. Aufl. Münsingen 2007.
 Vom Nutzwald zum Truppenübungsplatz: Das Münsinger Hardt. Hrsg. Sönke Lorenz und Roland Deigenesch. Schriften zur Südwestdeutschen Landeskunde Nr. 23, Leinfelden-Echterdingen 1998.
 Erich Schraml: 100 Jahre Truppenübungsplatz Münsingen 1895–1995, Münsingen 1995.

Praktische Hinweise

Im ehemaligen Dorf Gruon im Westteil des Platzes können die Stephanus-Kirche und das alte Schulhaus besichtigt werden. Für Wanderer, Radfahrer und Inliner gibt es ein ca. 40 km umfassendes, ausgewiesenes Wegenetz. Zudem werden Führungen über das Gelände durch Münsinger TRÜP-Guides angeboten (Tel: 07381/182145 bzw. touristinfo@muensingen.de).
http://www.muensingen.de/servlet/PB/menu/1214467_11/index.html



13 Weite Teile des Geländes sind munitionsbelastet und damit von einer öffentlichen Nutzung ausgeschlossen.

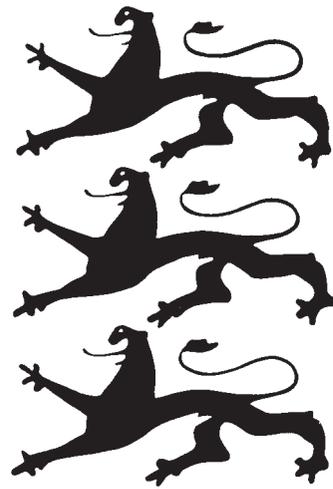
Iris Fromm-Kaupf M.A.
 Regierungspräsidium Tübingen
 Referat 25 – Denkmalpflege

Wie geht es weiter mit der Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“?

Konsequenzen aus der Leserumfrage

„Eine perfekte Publikation, bei der so gut wie alles passt – von der Gestaltung bis zu den Inhalten.“ Diese und vergleichbar positive Kommentare waren die Resonanz auf die Leserumfrage im Oktober 2008. Nach dem Vorbericht über das Leserprofil im Editorial von Heft 2/2008 soll an dieser Stelle kurz dargelegt werden, welche Konsequenzen Herausgeber, Schriftleitung und Redaktionsausschuss aus der Leserumfrage für die Zeitschrift „Denkmalpflege Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ ableiten.

Irene Plein



Angesichts der positiven Resonanz auf die Leserumfrage werden wir am Grundkonzept der Zeitschrift festhalten. Anregungen und Kommentare nehmen wir indes zum Anlass, die Zeitschrift in einzelnen Punkten noch weiter zu verbessern. Mit der größeren typografischen Darstellung von Jahrgang und Heftnummer auf Heft 1/2008 haben wir bereits den ersten Vorschlag der Leserschaft umgesetzt. Ab Heft 3/2008 werden wir auf der rückwärtigen Umschlagseite, die seit Beginn des Jahres eine Postkarte zum Bezug des Nachrichtenblattes enthält, eine Landkarte abbilden, auf der die im Heft genannten Denkmale markiert sind (Abb. 1). Neben der Seitenzahl stehen künftig das Zeitschriftenkürzel, Jahrgang und Heftnummer, damit sich auch Fotokopien und Online-Artikel schnell zuordnen lassen. Darüber hinaus beabsichtigen wir, den Beiträgen künftig praktische Hinweise beizufügen, wie zum Beispiel Adressen der Denkmale, Ansprechpartner, Führungs- und/oder Öffnungszeiten, um Ihnen das Auffinden der Denkmale bei Ausflügen zu erleichtern. Da die Bekanntgabe dieser Daten die Zustimmung der Denkmaleigentümer voraussetzt, können wir hier keine Vollständigkeit garantieren. Bei aktuellen Grabungen geben wir praktische Hinweise nur dann bekannt, wenn die Bedrohung durch Raubgräber ausgeschlossen ist. In diesen Fällen werden wir sorgsam zwischen dem Vermittlungsauftrag der Denkmalpflege und dem Schutz von Denkmal und Eigentümerrechten abwägen. Schwierige Fachwörter sollen künftig in einem Glossar direkt im Beitrag erläutert werden.



1 Landkarte mit Markierung der in einem Heft erwähnten Denkmale.

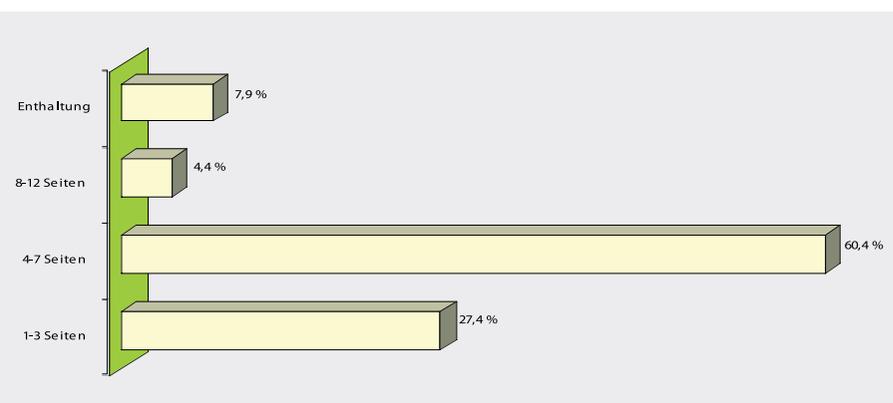
Knapp ein Drittel der Umfrageteilnehmer gaben an, kurze Beiträge von 1 bis 3 Seiten zu bevorzugen (Abb. 2). Derzeit beträgt die durchschnittliche Beitragslänge jedoch 4 bis 6 Seiten. Durch die Schaffung neuer Rubriken für Kurzbeiträge (Gefährdete Denkmale, Für immer verloren, Fachinformationen/Techniken) bzw. stärkere Nutzung der bisherigen Rubriken (Denkmalporträt, Orts-termin, Personalia) möchten wir das Beitragsverhältnis künftig zugunsten der Kurzbeiträge verschieben. Für ausführliche Fachbeiträge stehen auch in Zukunft bis zu sechs Druckseiten zur Verfügung.

Mit der Einführung der neuen Rubriken soll zugleich mehr Raum für die Darstellung denkmal-spezifischer Probleme eingeräumt werden. Wichtig erscheint uns angesichts der oft vehementen Kritik an der Denkmalpflege, künftig stärker die Entscheidungsprozesse des Denkmalschutzes offenzulegen. In diesem Zusammenhang möchten wir darauf hinweisen, dass die Referate 25 der Regierungspräsidien und das Landesamt für Denkmalpflege keine Entscheidungs- sondern Fachbehörden sind, die ihre Aufgabe darin sehen, Denkmaleigentümer sowie alle am Bauvorhaben Beteiligten fachlich und inhaltlich zu beraten. In jedem Einzelfall gilt es, die oft gegensätzlichen Erwartungen der Beteiligten abzuwägen und den bestmöglichen Kompromiss zu finden. Mit der ausführlichen Darstellung von Erfolgsgeschichten der Denkmalpflege sollen Denkmaleigentümern und Förderern Beispiele vorgestellt und Mut gemacht werden, Ähnliches zu versuchen.

Bislang enthielt das Nachrichtenblatt meist eine bunte Mischung von unterschiedlichen Beiträgen, damit für jeden Leser etwas Interessantes dabei ist. Nun hat die Mehrheit der Leser den Wunsch geäußert, jedes Jahr auch ein Schwerpunktheft zu erhalten. Dieses klare Votum bestätigt die positive Resonanz auf die letzten Schwerpunkthefte zur Umnutzung und zu den ländlichen Bauten (Abb. 4, 5). Derzeit wird geprüft, in welcher Form sich künftig Schwerpunkthefte realisieren lassen, denn die Erarbeitung von Themenheften gestaltet sich erfahrungsgemäß aufwendiger als die der Sammelhefte.

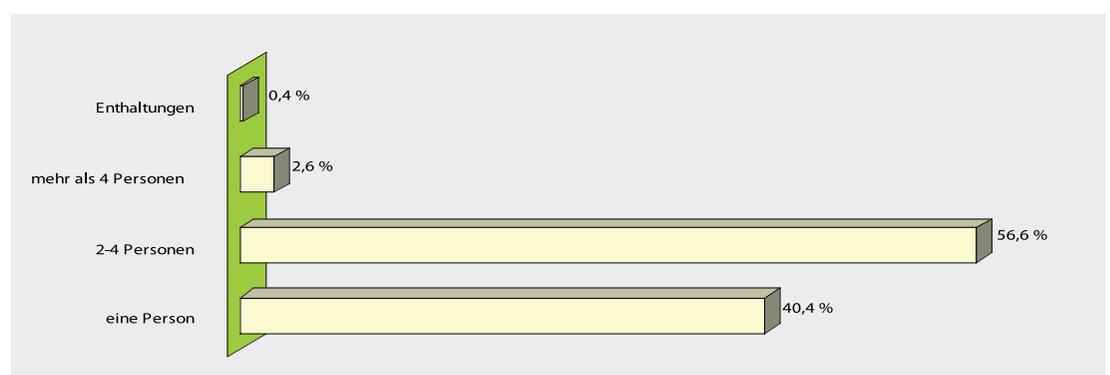
Die Beiträge des Nachrichtenblattes stammen in der Regel von amtsinternen Autoren. Honorare werden nicht gezahlt. Daher ist es naheliegend, dass sich die Beiträge mit aktuellen Fällen aus dem Arbeitsbereich der Referenten beschäftigen und meist aus der Sicht der Mitarbeiter geschrieben sind. Zudem steht die Zeitschrift für Beiträge externer Autoren offen, über deren Publikation im Redaktionsausschuss entschieden wird. Die Themenlenkung des Nachrichtenblattes ist daher mitunter schwierig, dennoch sind Herausgeber, Schriftleitung und Redaktionsausschuss bemüht, Ihre Wünsche nach bestimmten Themen wie beispielsweise Technische Denkmale, Bauten der Moderne usw. bestmöglich umzusetzen.

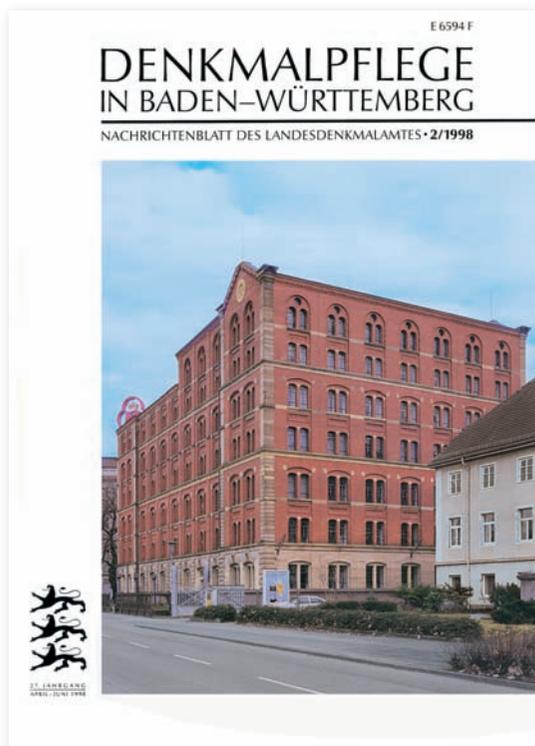
Mit großer Freude wurde die große Reichweite des Nachrichtenblattes vernommen. Laut Umfrage werden über die Hälfte der Hefte der knapp 18 000 Abonnenten von 2 bis 4 Personen gelesen (Abb. 3). Dies deckt sich mit der Vielzahl an Rückmeldungen, welche die Autoren auf ihre publizierten Beiträge erhalten. Um die Bekanntheit des Heftes auch bei jüngeren Lesern zu fördern, setzen Herausgeber, Schriftleitung und Redaktionsausschuss auf den Internetauftritt des Nachrichtenblattes, der voraussichtlich im Herbst 2008 ans Netz gehen wird und in dem künftig alle Hefte seit 2002 als Dateien frei erhältlich sein werden. Ebenso steht dort ein Suchregister zur gezielten Recherche von Beiträgen in den älteren Hefen zur Verfügung. Es wird angestrebt, die Zeitschrift auch an den Fachinstituten der Universitäten intensiver zu bewerben. Ärzte möchten



2 Balkendiagramm zur bevorzugten durchschnittlichen Beitragslänge (Basis: 800 Fragebögen).

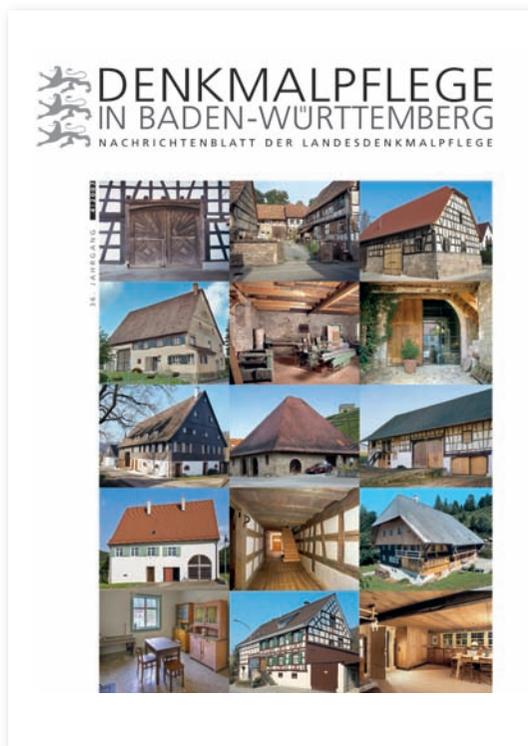
3 Balkendiagramm zur Reichweite des Nachrichtenblattes (Basis: 800 Fragebögen). Derzeitige Abonnentenzahl knapp 18 000 Leser.





wir ausdrücklich ermuntern, das Heft zur Auslage im Wartezimmer kostenfrei zu abonnieren. Auf Seiten der Leser besteht laut Umfrage großes Interesse daran.

Etliche Umfrageteilnehmer waren angesichts unserer Befragung zu einer eventuellen Kostenpflicht des Nachrichtenblattes verunsichert und haben ausführlich dargelegt, warum sie das Heft zwar sehr schätzen, aber nicht kostenpflichtig beziehen könnten. Darunter sind auch Lehrer, die das Heft zur Unterrichtsvorbereitung nutzen, deren Schulbudget aber derartige Ausgaben nicht vorsieht. Von den Umfrageteilnehmern, die meistens eine sehr enge Heftbindung haben, müssten immerhin ein Drittel das Heft abbestellen, wenn es Kosten verursachen würde. Rapide sank die Auflage vergleichbarer Publikationen in anderen Bundesländern wie zum Beispiel Niedersachsen, als man sie entgeltpflichtig machte. Zugleich würde



4 Heft 2/1998 der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ befasste sich mit dem Schwerpunktthema „Umnutzung“.

5 Heft 4/2008 der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ widmete sich ganz dem Thema „Ländliche Bauten“.

die Spendenbereitschaft für die Denkmalpflege in Baden-Württemberg bei kostenpflichtigem Bezug des Heftes stark zurückgehen.

Seien Sie an dieser Stelle beruhigt: Es ist nicht vorgesehen, das Heft in nächster Zeit gegen Entgelt herauszugeben! Zu groß sind der Nutzen und die Wirkung des Heftes für die Denkmalpflege, was die Lesenumfrage eindrucksvoll bestätigt hat.

Abschließend noch einmal ganz herzlichen Dank an alle Umfrageteilnehmer. Mögen Sie auch in Zukunft große Freude an der Lektüre des Nachrichtenblattes haben.

Dr. Irene Plein
Schriftleitung
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Ortstermin



1 Mannheim-Luzenberg, Spiegelkolonie, straßen-
seitige Ansicht des erhaltenen
Reihenbaus nach der
Sanierung.

Die älteste Werksiedlung Mannheims Vom Umbau der so genannten Spiegelkolonie in Mannheim-Luzenberg

*1853 entstand die zum Saint-Gobain-Konzern gehörende frühere Spiegelfabrik in Mannheim-Luzenberg als Filiale der französischen Glasfabrik Saint Qurin in Lothringen, die kurze Zeit später mit dem Konkurrenzunternehmen in Saint Gobain fusionierte. Anfangs stellte die Firma hauptsächlich Spiegelglas her und nahm am 18. Oktober 1854 die Produktion auf. Damals lag das Werks-
gelände weit vor der eigentlichen Stadt. Die zugehörige Siedlung mit Werks-
wohnungen in Mehrfamilienhäusern für die mit der Firma aus Frankreich ge-
kommenen rund 400 Glasmacher bildete einen in sich abgeschlossenen Stadt-
teil. Neben Gasthaus, Schule und Wohnhäusern gehörten auch zwei Kirchen
zu dieser Siedlung, die als „Spiegelkolonie“ bezeichnet wurde. Später hat man
auch deutsche Arbeiter angeworben, die in der Siedlung untergebracht wurden.*

Martin Wenz

Der erhaltene Rest der Siedlung

Das rechtwinklige Straßennetz der früheren Spiegelkolonie war nach französischen Städten benannt, die in einer direkten Beziehung zur Glasindustrie standen. Als Werkswohnungen dienten so genannte Galeriehäuser in Reihen- oder Zeilenbauweise.

Während auf dem Werksgelände – wenn auch massiv vom Abriss bedroht – noch beachtliche Reste der Bauten aus der Gründungszeit des Werks stehen, ist die zugehörige Spiegelkolonie heute bis auf eine Bauzeile abgebrochen und teilweise durch Neubauten ersetzt.

Der erhaltene Block stellt eine Sachgesamtheit gemäß § 2 des baden-württembergischen Denk-

malschutzgesetzes dar. Lange Zeit war auch die Erhaltung des letzten Rests der einst sehr ausgedehnten Siedlung in Frage gestellt. Nun konnte der Baublock mit früheren Arbeiterwohnungen durch den Umbau in Reihenhäuser gerettet werden.

Die Baugeschichte der Siedlung

Bei der Spiegelkolonie handelte es sich um eine der wichtigsten Werksiedlungen des 19. Jahrhunderts in Südwestdeutschland. Die erste, bereits in der Nachkriegszeit abgerissene Bauzeile entstand 1853. In den 1860er Jahren folgten nach gleichem Muster weitere Gebäude im Zentrum der Siedlung, die bis auf den noch existierenden Reihenzug in unmittelbarer Nachbarschaft der Werkszufahrt inzwischen abgerissen wurden. Auch die bis 1882 ausgeführten Häuser, die sich bis zur Luzenbergstraße erstreckten, sind nicht mehr vorhanden. Den Musterentwurf für die charakteristischen Reihenzüge der Spiegelkolonie lieferte 1852/53 der Pariser Architekt Raymond.

Der Bestand

Bau- und sozialgeschichtlich ist der erhaltene Rest der Spiegelsiedlung von hoher Bedeutung. Außerdem kam Sepp Herberger, der bekannte Fußballer und Trainer der deutschen Nationalmannschaft 1954, in einer der abgerissenen Bauzeilen zur Welt und lebte in den 1920er Jahren mit seiner Mutter in einer Wohnung im Obergeschoss des noch vorhandenen Blocks.

Der nachträglich auf der Ostseite erweiterte Reihenzug weist die charakteristische Form der Ar-

beiterwohnungen der Spiegelfabrik auf. Im Erd- und Obergeschoss gab es je elf einfache Wohneinheiten, wobei die übereinander liegenden Wohneinheiten nicht verbunden waren. Während die unteren Wohnungen eine Haustür und rückwärtig eine Hintertür besaßen, wurden die Einheiten im Obergeschoss durch ein zentrales Treppenhhaus erschlossen. Dieses führte zu einem balkonartigen Laubengang auf der Rückseite, von dem aus die oberen Wohnungen zugänglich waren. Auf beiden Etagen bestanden die Wohnungen aus Stube, Kammer und Wohnküche und wurden im Erdgeschoss erst nachträglich mit rückwärtig angebauten Toiletten ausgestattet. Auch die vom Laubengang aus betretbaren Aborte der oberen Wohnungen hat man erst später eingebaut. Nur die rückwärtige Haushälfte ist unterkellert, wobei ein auf der Gartenseite vorgelagerter gemeinschaftlicher Gang die den Wohnungen zugeordneten Kellerräume erschließt. Das Dachgeschoss, ursprünglich mit einer Deckung aus so genannten „Herzriegeln“ (frühe Form der Falzziegel mit Rautenrelief im Zentrum), war nicht ausgebaut. In der Nachkriegszeit hat man die Dachdeckung weitgehend mit Doppelmuldenfalzriegeln (Z 1 der von Wilhelm Ludowici eingeführten Bezeichnungen) erneuert.

Der Umbau

Die Wohnungen, von Anfang an ohnehin nur mit einfachstem Standard, befanden sich in desolatem Zustand. Lediglich die beiden westlichen Wohneinheiten waren noch bis 2005 bewohnt, der Rest stand lange Zeit leer. Vor der Sanierung



2 Mannheim-Luzenberg, Spiegelkolonie, Gartenseite mit Laubengang des erhaltenen Reihenzugs nach der Sanierung.

gab es so gut wie keine sanitären Anlagen. Bloß im Westteil der Baugruppe hatte man in den 1950er Jahren jeweils zwei übereinanderliegende Einheiten durch neu eingebaute Treppen verbunden, die übrigen Wohnungen zeigten noch die Aufteilung der Bauzeit.

Die durch Initiative eines Mannheimer Bundestagsabgeordneten angeregte Umnutzung und Sanierung der erhaltenen Bauzeile durch Privateigentümer stellte eine große denkmalpflegerische Herausforderung dar. Nach mehreren Anläufen ließ sich in Zusammenarbeit mit einem Karlsruher Architekturbüro ein tragfähiges Konzept finden, bei dem auch der Dachstuhl erhalten blieb. 2004 begannen die Maßnahmen, im Frühjahr 2007 konnten die Gebäude bezogen werden.

Die neuen Wohneinheiten

Durch Verbindung von je zwei übereinander liegenden Wohnungen über neue Treppen gelang es, elf reihenhausartige Einheiten zu schaffen. Zusätzlich hat man auch den Dachraum entsprechend der neuen Aufteilung mit den Wohneinheiten vereinigt und ausgebaut, um eine zeitgemäße Wohnfläche zu erhalten. Die historischen Dielenböden und die wohl um 1900 eingefügten hölzernen Deckenverkleidungen in den Innenräumen wurden nach Möglichkeit belassen und aufgearbeitet. Bauzeitliche Fenster und Klappläden existierten nicht mehr, ließen sich jedoch anhand historischer Fotos in angepasster Weise neu anfertigen, um das ursprüngliche äußere Erscheinungsbild wieder herzustellen. Auch die wohl um 1900 eingebrachten Haustüren hat man nachgebaut. Alle in den 1950er Jahren veränderten Fensteröffnungen in den beiden westlichen Einheiten sind erhalten worden, um die Baugeschichte ablesbar zu machen.

Jeder neuen Wohneinheit wurden zwei der tonnenförmigen Kellerräume zugeordnet, wobei eine Aufarbeitung der bauzeitlichen Kellertüren erfolgte. Die Betonabdeckung über dem rückwärtigen Kellergang befand sich in schlechtem Zustand, konnte jedoch repariert und als Basis einer neuen Terrassenanlage benutzt werden, die über die früheren Hintertüren zu betreten ist. Ferner gelang es, zwei der nachträglich angebauten Aborthäuschen als Abstellräume zu erhalten.

Der früher zur Erschließung der Wohnungen im Obergeschoss dienende Laubengang verleiht der Bauzeile durch seine malerische Form ein interessantes Gepräge; er ließ sich trotz gravierender Schäden reparieren und dient nun – nach einer entsprechenden Unterteilung durch leichte hölzerne Sichtschutzwände – als Balkon der einzelnen Wohneinheiten. Im heute funktionslosen mittigen Treppenhaus will man zukünftig eine Gedenkstätte für Sepp Herberger, den großen Sohn der Spiegelkolonie, einrichten. Außer der historischen Holzterrasse wurden auch die alten Briefkästen im Hausflur erhalten.

Den vorhandenen historischen Putz der Außenfassaden konnte man reparieren, wobei der Anstrich nach historischem Befund in einem für die Bauzeit typischen Ockerton erfolgte; lediglich der öffnungslose Westgiebel erhielt eine Dämmung. Sockel und Sandsteingewände wurden gereinigt, außerdem Fehlstellen ergänzt, wo dies aus technischen Gründen erforderlich war. Mit naturroten Doppelmuldenfalzziegeln hat man die Dachdeckung erneuert.

Ausblick und Würdigung

In einem weiteren Bauabschnitt sollen an Stelle der bereits vor langer Zeit abgerissenen Nebengebäude am Ende der Gartenparzellen Garagen errichtet werden.

Mit dem nun abgeschlossenen Umbau des letzten Rests der Spiegelkolonie blieb einerseits der Charakter einer einfachen Arbeitersiedlung aus der Zeit der so genannten Industriellen Revolution ablesbar, andererseits entsprechen die nun geschaffenen Wohneinheiten mit einer Größe von rund 120 qm durchaus modernen Wohnansprüchen.

Literatur

Horst Möller: Saint-Gobain in Deutschland. Von 1853 bis zur Gegenwart. Geschichte eines europäischen Unternehmens, München (C.H. Beck) 2001

Dr. Martin Wenz
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 – Denkmalpflege

Denkmalporträt



75-jähriges Jubiläum des *Homo steinheimensis* Zur Forschungsgeschichte des Urmenschen- Schädels im Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart

Am 24. Juli 2008 jährt sich zum 75. Mal die Entdeckung des Steinheimer Urmenschen im Jahre 1933. Auch nach 75 Jahren weckt dieser Fund aus der Sigrist'schen Sand- und Kiesgrube in Steinheim/Murr, Kreis Ludwigsburg, noch immer das Interesse vieler Forscher, ist Gegenstand zum Teil kontroverser Diskussionen, kurzum: Er ist nach wie vor aktuell. Neue Funde in Europa und darüber hinaus machen es erforderlich, auch schon vielfach untersuchte Funde im Lichte der neuen zu studieren und bisher gewonnene Ein-sichten zu überprüfen.

Der Schädel des Steinheimer Urmenschen wurde in Schichten entdeckt, die in die Holstein-Warmzeit vor etwa 300 000 Jahren gehören. Im Zentrum der Diskussionen stehen Fragen nach der stammesgeschichtlichen Stellung sowie nach den Ursachen der auffälligen Defekte am Schädel. Wie ist der Steinheimer im Stammbaum der Menschen einzuordnen? Als Vorfahre des Neander-talers oder als Ahne des anatomisch modernen

Menschen? Die traditionelle Ansicht zeigt den Steinheimer als Vorfahren des heutigen Menschen. Dafür sprechen Merkmale am Steinheimer Schädel, die auch bei Schädeln heutiger Menschen vorkommen und somit als modern interpretiert werden. Andere dagegen sehen ihn aufgrund der, wenn auch nur sehr schwach ausgebil-



1 Der Schädel des „*Homo steinheimensis*“ von der linken Seite.

deten, Neandertalermerkmale eher als Vorfahren des Neandertalers. Seit einigen Jahren wird der als *Homo heidelbergensis* geführt, als Verwandter des gut doppelt so alten Urmenschen von Mauer an der Elsenz. Die Vorstellungen, dass von 600–200 000 v.Chr. in Europa nur Neandertaler und deren Vorfahren lebten, oder dass alle Ureuropäer aus dieser Zeit zu *Homo heidelbergensis* gehören, werden der wechselhaften Geschichte im Eiszeitalter nicht gerecht. Die mehrfachen gravierenden klimatischen Schwankungen ließen ganze Lebensräume verschwinden und wieder neu entstehen; dazu zählten Pflanzen, Tiere und auch Menschen, die damals noch viel stärker der Natur ausgeliefert waren als im Holozän, der Nacheiszeit. Durchaus kann der Steinheimer zu einem frühen Vorstoß einer Population aus Afrika gehören, aus der in Afrika später der anatomisch moderne Mensch entstand. Vor ca. 300 000 Jahren, in der Holstein-Warmzeit, erreichte diese Population Mitteleuropa. Sie erlosch aber mit dem Beginn der auf diese Warmzeit folgenden Riss-Eiszeit.

Mit herkömmlichen Methoden lässt sich wohl nicht sicher klären, welcher biologischen Art der Steinheimer zuzurechnen ist. Moderne bildgebende Verfahren wie hochauflösende Computertomografie und virtuelle Rekonstruktionen finden erst seit rund 15 Jahren Anwendung in der Urmenschenforschung. Die Zürcher Forscher Marcia Ponce de Léon und Christoph Zollikofer sind Pioniere auf dem Gebiet der computerunterstützten Paläoanthropologie und haben sich nun des Steinheimers angenommen. Über 30 Stunden lag er in der früheren Eidgenössischen Materialprüfanstalt im wohl besten Computertomografen. Der Tomografieexperte Alexander Flisch fertigte zahlreiche Schichtaufnahmen an, welche die Rekonstruktion scharfer Bilder ermöglichen. Ziel ist die virtuelle Entfernung der noch fest anhaftenden Sedimentreste und damit die Freilegung bisher verborgener anatomischer Strukturen. Am Bildschirm wird der Schädel in einzelne Knochen zerlegt, fehlende Knochen werden spiegelbildlich ergänzt, deformierte Knochen werden entzerrt. Anschließend setzt man den Schädel wieder bildlich zusammen, der dabei selbst unverändert bleibt. Man darf gespannt sein, wie der Schädel ohne Beschädigungen und Deformationen aussieht. Hat er das für die Neandertaler typische Spitzgesicht? Oder ähnelt er eher dem heutigen Menschen? Hoffentlich geben die laufenden Untersuchungen darüber Aufschluss.

Andere Forscher versuchen derzeit, die Ursachen der Defekte zu entschlüsseln. Sind die Beschädi-

gungen an der linken Schädelseite und an der Schädelbasis nach dem Tod und auf natürliche Weise entstanden, oder sind sie ursächlich für den Tod und auf Manipulation von Zeitgenossen zurückzuführen?

Joachim Wahl, Anthropologe am Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, und Hans Günter König, Physiker am ehemaligen gerichtsmedizinischen Institut der Universität Tübingen, gehen dieses Problem mit langjähriger anthropologischer und gerichtsmedizinischer Erfahrung an. Dazu gehört neben dem genauen Studium der Defektpuren am Schädel die Rekonstruktion der Fossilwerdung. Dies bedeutet, die Frage zu klären, was mit dem Schädel vom Zeitpunkt des Todes über die Einlagerung im Sediment bis hin zur Entdeckung nach rund 300 000 Jahren geschehen ist. Welche Defekte sind wann entstanden? Warum fand man nur den Schädel und kein restliches Skelett? Bisher nahm man an, dass der Steinheimer Mensch mit einem stumpfen Gegenstand erschlagen wurde, da er auf der linken Seite einen Defekt aufweist. Anschließend wurde die Schädelbasis geöffnet, möglicherweise um das Hirn zu entnehmen. Hinzu kamen Verdrückungen bei der Lagerung im Sediment. Zweifel an dieser Deutung wurden mehrfach laut. Die Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen. Es zeichnet sich jedoch ab, dass sie eher diejenigen bestätigen, die von einer rein natürlichen Ursache der Defekte ausgehen. Insbesondere die allseits gerundeten Bruchränder sprechen gegen eine Öffnung der Schädelbasis mit Steingeräten. Sie deuten eher auf die Wirkung von fließendem Wasser. Wahrscheinlich wurde der Schädel vor der endgültigen Einbettung ein Stück in der Murr transportiert, dann zwischen Steinen eingeklemmt, wo Wasser darüberströmte. Für prähistorischen Mord oder Totschlag gibt es am Steinheimer keine überzeugenden Hinweise.

Heute befindet sich der originale Schädel des Steinheimer Menschen im Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart und ist der Öffentlichkeit nur bei besonderen Anlässen zugänglich. Gut gemachte Abgüsse des Fundes kann man im Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart ebenso wie im Urmensch-Museum in Steinheim besichtigen.

Dr. Reinhard Ziegler

Staatliches Museum für Naturkunde Stuttgart

Rosenstein 1

70 191 Stuttgart

Denkmalporträt



Das Stubenlicht eines Schwarzwaldhofes und seine Außenfarbigkeit Zwei bemerkenswerte baugeschichtliche Funde

Der Hansmichelhof in Tennenbronn – Schachenbronn 280, Landkreis Rottweil, ist ein inschriftlich auf 1612 datiertes Schwarzwaldhaus. Das Haus steht derzeit am Beginn seiner Sanierung. Die dazu notwendige Grundlagenermittlung brachte zwei bemerkenswerte baugeschichtliche Funde, die hier vorgestellt werden.

Beim Hansmichelhof handelt es sich um einen großen Schwarzwälder Eindachhof mit talseitigem Wohnteil. Die hier zu behandelnden Befunde konzentrieren sich auf das „Stubengefach“ – die Raumeinheit aus Stube im Erdgeschoss und darüber liegender Stubenkammer im Obergeschoss.

Bis vor wenigen Wochen war der Wohnteil innen weitgehend modern verkleidet. Das Abnehmen der Verschalungen ließ insbesondere in der Stube im Erdgeschoss Interessantes zum Vorschein kommen.

Die Stube ist geprägt durch die Ablesbarkeit des Ursprünglichen, zahlreicher Veränderungen und interessanter Details. Mit ihrer Gliederung in Fenster- und Ofenwinkel und dem Vorhandensein

von Herrgotts- oder Bibelnische und Stiegenkasten entspricht sie dem Üblichen.

Von besonderem Interesse ist die Wand zwischen Stube und Küche (Abb. 3, 4). Zwischen dem Ofen und der Tür zur Küche findet sich ein teilweise aus exakt behauenen Sandsteinen gesetztes Wand-

*1 Ausschnitt der Außen-
täfelfelung mit aufgemalten
Kassetten.*



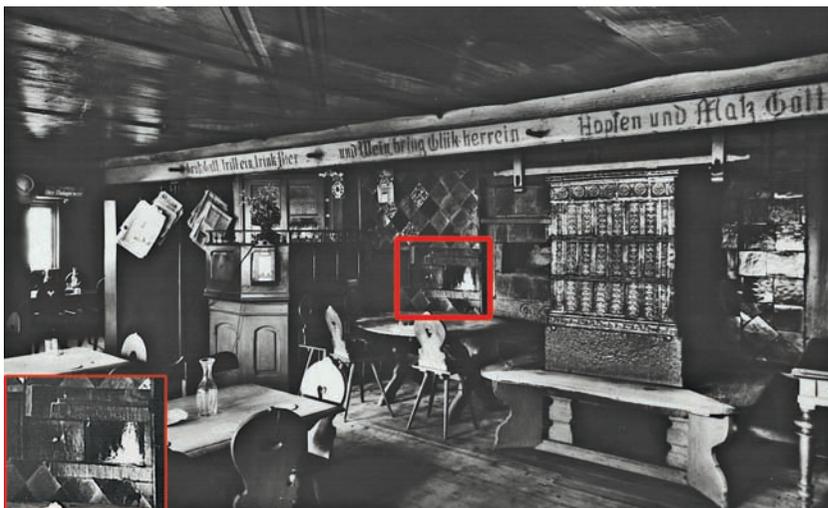
2 Ofenwand zur Küche mit Lichtofen (hier mit dem Blechschieber verschlossen) und der ehemaligen Durchreiche.



feld, das in rund einem Meter Höhe eine mit einem Blechschieber verschließbare und ebenfalls durch Sandsteine gefasste Öffnung zeigt. Auf den ersten Blick könnte man dieses ca. 40 cm tiefe Wandfach für den Rest eines „Lädeles“ – einer Durchreiche zwischen Stube und Küche – halten oder auch für das Wärmefach einer Kunstwand, also eines durch die Abwärme des Herdes beheizten Wandabschnittes. Jedoch findet sich eine Durchreiche rechts davon. Dieses Fach war durch den Unterbau aus Sandsteinen wohl nicht beheizbar. Überaus merkwürdig ist die Tatsache, dass sich das Fach in der Wand nach oben in der Art eines Schornsteins fortsetzt, ehe es durch eine offenkundig neuzeitliche Vermauerung ca. 20 cm über der Öffnung endet. Durch intensive Recherchen und einen glücklichen Fund ließ sich nachweisen: Es handelt sich bei diesem Fach mit Abzug um einen so genannten Lichtofen – eine mittlerweile vergessene haustechnische Einrichtung, bei der der Rauch durch einen kurzen Schornstein in den Rauchfang der schwarzen Küche geleitet wurde.

Da die Petroleumlampe erst im 19. Jahrhundert Verbreitung fand und Kerzen sehr teuer waren, blieb nur ein offenes Licht als spärliche Beleuch-

3 Postkarte der Gaststube des ehem. Großbauernhofs bei St. Georgen mit vergleichbarem Lichtofen in Betrieb.



tungsmöglichkeit. Hier kommen Kienspäne, Öllampen oder jedes andere offene Feuer prinzipiell in Betracht. Eine Postkarte des 1966 abgebrannten und als Gastwirtschaft genutzten Großbauernhofs im benachbarten St. Georgen zeigt einen solchen Lichtofen im Betrieb (Abb. 3). Der Sohn des Hauses erinnert sich noch heute daran, dass man in dem Lichtofen „Kienspäne brannte“, damit die Stube zumindest ein klein wenig beleuchtet war.

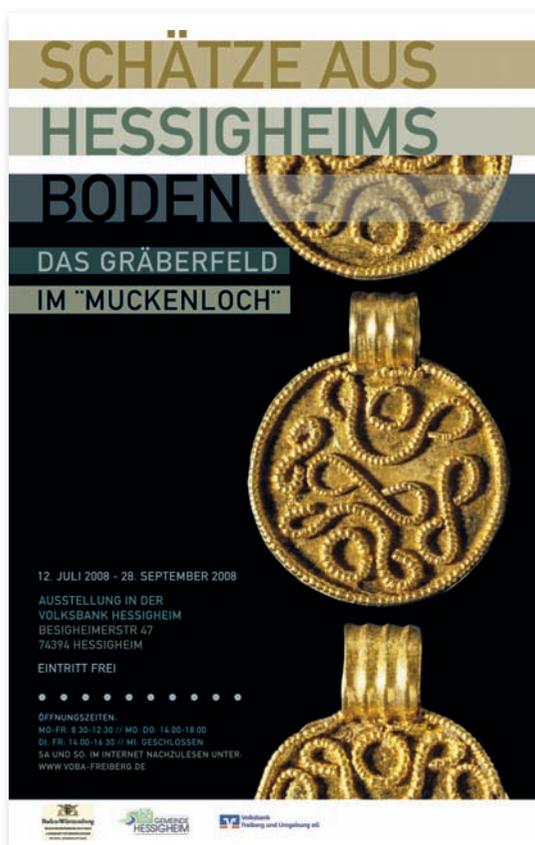
Über die gesamte Südfront der Stube zog sich einst wohl ein Fensterband. Ein deutlich kürzerer Fenstererker war an der Ostseite angeordnet. Diese charakteristischen Elemente sind in Sturz- und Brustriegeln noch vorhanden; jedoch nicht mehr mit ihrer ursprünglichen Befensterung. Hier zeigt sich ein Umbau mutmaßlich des 19. Jahrhunderts, der im Weiteren noch beschäftigen wird und einige Spuren am Bau hinterließ. Innen wurden damals die Brüstungsfelder der Außenwände mit Brettern verkleidet, die vermutlich von Anfang an eine Holz imitierende Fassung hatten.

Für die Außenansicht des Hauses ist die ebenfalls sekundäre und wohl auch dem 19. Jahrhundert zuzuordnende Außentäfelung der Stube und der Stubenkammer prägend (Abb. 1, 2). Diese schützt die Wände von außen und sorgt für ein Mindestmaß an Winddichtigkeit. Diese Außenverkleidung war mit einer Farbfassung versehen: Als rot, grün und grau erscheinen heute die Farben, deren Abfolge und Zusammenhang derzeit nur vorbehaltlich beschrieben werden können: Das flächige Rot scheint mit Grün akzentuiert gewesen zu sein, ehe später eine flächige Überfassung in Grau ausgeführt wurde. Bei der ersten Fassung in Rot und Grün handelt es sich also um eine gegliederte Farbfassung, bei der aufgemalte Kassetten und abgesetzte Deckleisten dem Bau ein farbenfrohes Aussehen gaben, das sehr von den sonst für Schwarzwaldhöfe üblichen holzsichtigen Ständerbohlenwänden abweicht.

Derzeit entstehen ein Bauaufmaß und eine Schadensanalyse des Hansmichelhofes als Grundlage der Sanierung. Die hier streiflichtartig beleuchtete Befundung geschieht nicht zum Selbstzweck. Sie dient als verlässliche Grundlage für die Erarbeitung der konservatorischen Zielsetzung und als Grundlage für planerische Entscheidungen, die bei aller anscheinenden Alltäglichkeit einer solchen Sanierung differenziert und wohl überlegt sein müssen – Bauforschung als handfeste Grundlage des alltäglichen Umgangs mit dem baulichen Erbe.

Dr. Stefan Blum, Freier Architekt
 Büro für Bauforschung und Architektur
 Schönbachhof-Mühle
 79271 St. Peter

Ausstellungen



Schätze aus Hessigheims Boden – das Gräberfeld im „Muckenloch“

Volksbank Hessigheim, Besigheimerstr. 47
12.7. bis 28.9.2008

Öffnungszeiten:

Montag bis Freitag 8.30–12.30 Uhr
Montag und Donnerstag 14.00–18.00 Uhr
Dienstag und Freitag 14.00–16.30 Uhr

Sonderöffnungszeiten jeweils von 11.00 Uhr bis 16.00 Uhr:

Samstag, 12. Juli 2008
Sonntag, 13. Juli 2008
Sonntag, 14. September 2008
(Tag des offenen Denkmals)
Samstag, 27. September 2008
Sonntag, 28. September 2008

In den Jahren 2006/2007 führte das Referat Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart im alamannisch-fränkischen Gräberfeld von Hessigheim, Gewann „Muckenloch“, Ausgrabungen durch, die Spitzenfunde von europäischem Rang hervorbrachten. Besonders hervorzuheben ist ein mit verzierten Beinplättchen beschlagenes Holzkästchen in Form einer Saalkirche, das als Reliquienbehälter angesprochen werden darf. Aus dem 7. Jahrhundert

n. Chr. ist bisher nur ein Vergleichsstück bekannt, das sich heute in der Eremitage von St. Petersburg befindet. Ebenfalls in christliche Zusammenhänge gehört ein Goldblattkreuz. Einmalig in Deutschland ist ein eiserner Klappstuhl aus einem reichen Frauengrab. Mehrere Funde und Befunde, darunter kostbarer Brustschmuck und Münzen, belegen Beziehungen nach Italien.

Nach der aufwendigen Restaurierung der Funde in den Werkstätten des Landesamts für Denkmalpflege können sie nun, zum Teil erstmals, an ihrem Fundort der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Kulturdenkmale in Esslingen am Neckar. Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland

19.9. bis 10.10.2008

Montag bis Freitag 8.00–15.30 Uhr
Eröffnung: 18.9.2008, 18.00 Uhr

Landesamt für Denkmalpflege
Berliner Straße 12, Esslingen am Neckar,
Erdgeschoss

Für die mit Kulturdenkmälern reich gesegnete Stadt Esslingen am Neckar wird zurzeit eine Publikation erarbeitet. Die Ausstellung „Kulturdenkmale in Esslingen am Neckar“ gibt Einblick in die Arbeiten. Was kann alles Kulturdenkmal sein? Und wie findet man das heraus? Welche Quellen stehen zur Verfügung? Wie dokumentieren sich heute noch die Grenzen der alten Reichsstadt? Welche Schätze verbergen sich in den Ortsteilen Esslingens? Und wie werden die Kulturdenkmale im Buch präsentiert? Anhand einiger informativer Tafeln werden diese und andere Aspekte der Arbeit veranschaulicht.

Von mittelalterlichem Stuck und moderner Geophysik – Projekte der Bauforschung in Baden-Württemberg

14.9. bis 12.10.2008

Di–Sa 14 bis 18, So 11 bis 18 Uhr
Eröffnung: 13.9.2008, 18 Uhr

Museum im Schwörhaus
Marktplatz 12, Esslingen am Neckar

Die Tafelausstellung präsentiert aktuelle Projekte von freien Bauforschern aus Baden-Württemberg und entstand in Zusammenarbeit des Landesamtes für Denkmalpflege und der Regionalgruppe Baden-Württemberg des Arbeitskreises für Hausforschung. Nachdem sie bereits an mehreren Standorten mit

Erfolg gezeigt wurde, konnte sie nun für die Esslinger Denkmalwochen um aktuelle Projekte der Bauforschung in der Stadt Esslingen erweitert werden.

Die Ausstellung gibt Einblicke in das Arbeitsfeld der Bauforschung, zeigt deren vielfältige Methoden und die spannenden, oftmals überraschenden Ergebnisse solcher Untersuchungen. Bauforschung beschäftigt sich mit der Geschichte gebauter Strukturen, mit Fachwerkhäusern, Kirchen und Klöstern ebenso wie mit Einzelaspekten, beispielsweise Fenstern aus Stuckmörteln oder historischen Dacheindeckungen. Ausgangspunkt ist das Untersuchungsobjekt als historische Quelle, das sich ähnlich einer alten Urkunde lesen und entschlüsseln lässt. Es ist eine Spurensuche nach seinem ursprünglichen Aussehen, seinem Alter, der Bauweise und den Intentionen seiner Erbauer, nach späteren Veränderungen, Umnutzungen oder Zerstörungen. Oftmals sind es die kleinen Details, die Aufschluss über die Baugeschichte geben können und sich teilweise erst in der Zusammenschau scheinbar unzusammenhängender Befunde klären. Der Vergleich mit kriminaltechnischer Arbeit ist durchaus nahe liegend.

Bauforschung ermöglicht einerseits einen Zuegewinn an Kenntnis über das bauliche Erbe und bietet Eigentümern, Nutzern oder auch Besuchern von Denkmälern neue Sichtweisen auf vermeintlich Bekanntes. Die Ergebnisse können sich andererseits sehr konkret in der Sanierungspraxis auszahlen durch eine größere Sicherheit in der Planung und Umsetzung einer Baumaßnahme.

Preisverleihung für vorbildliche private Initiative auf dem Gebiet der Denkmalpflege durch Dr. Volker Scholz, Vorstandsvorsitzender der Denkmalstiftung Baden-Württemberg

12.15–12.55 Uhr

Vortrag: Konrad Haßler und das Ulmer Münster (Dr. Frank Raberg, Neresheim)

13.00–14.00 Uhr

Mittagspause

14.00–15.30 Uhr

Vorträge:

Denkmalkunde – eine zentrale Aufgabe für Denkmalschutz und Denkmalpflege

(Dr. Ulrike Plate, Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen)

Perspektiven einer Bau- und Kunstdenkmalpflege heute (Prof. Dr. Michael Goer, Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen)

Nicht nur in Troja und Pompeji. Wurzeln, Ergebnisse und Herausforderungen der Archäologischen Landesdenkmalpflege (Dr. Dirk Krauß, Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen)

15.30–17.00 Uhr

Führungen:

Baudenkmalpflege an Ulmer Bürgerhäusern (Dr. Günter Kolb, Referat Denkmalpflege, Tübingen)

Besichtigung der Ulmer Münsterbauhütte (Hüttenmeister Andreas Böhm, Ulm)

Instandsetzung und Restaurierung am Ulmer Münster: Maßnahmen am südlichen Chorseitenturm, am Glockenstuhl und an historischen Glocken (Münsterbaumeisterin Ingrid Rommel, Ulm sowie Otto Wölbart und Rolf-Dieter Blumer, Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen)

Stadtarchäologie in Ulm. Besuch der Ausgrabungsstätten (Dr. Jonathan Scheschkewitz und Dr. Aline Kottmann, beide Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen)

Fachtagung

30 Jahre Restaurierung in der Bau- und Kunstdenkmalpflege Baden-Württembergs

Schloss Rastatt

17. bis 18.10.2008

30 Jahre sind vergangen, seit der Ende Juli 2008 verstorbene Prof. Dr. August Gebeßler als gerade berufener Präsident des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg eine Institution etablierte, die er bereits am bayerischen Amt als essentiellen

Professor Konrad Dietrich Haßler (1803–1873).



Mitteilungen

Aus der Vergangenheit in die Zukunft. Neue Wege für Denkmalschutz und Denkmalpflege (150 Jahre staatliche Denkmalpflege in Württemberg)

Sonntag, 16. November 2008

Stadthaus Ulm/Donau (Richard-Meier-Bau)

11.00–17.00 Uhr

11.00–12.15 Uhr

Grußworte

Prof. Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege

Ivo Gönner, Oberbürgermeister der Stadt Ulm

Fritz-Eberhard Griesinger, Vorsitzender des

Schwäbischen Heimatbundes

Festansprache

Richard Drautz, Staatssekretär im Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg



1 Schlosskirche Rastatt, Vorzustand.

2 Die Mitarbeiter des Fachgebietes Restaurierung von links: Rolf-Dieter Blumer, Otto Wölbart, Dörthe Jakobs, Heike Hasenmaier, Andreas Menrad, Jochen Ansel.

3 Berührungslose Reinigung von Leimfarb-Wandfassungen mit gesteuertem Luftstrom in Hockenheim.

4 Berührungslose Freilegung von Wandmalerei mit Druckluft und Lösemittel in Neustadt.



Bestandteil interdisziplinärer Arbeitsweise in der Denkmalpflege geschätzt hatte: einen Arbeitsbereich Restaurierung. Denn die beste Denkmalpflege muss ihr Erhaltungsziel verfehlen, wenn, wie dies damals keine Seltenheit war, Kunst- und Kulturgut durch fehlerhafte Umsetzung beschädigt und wertvolle Substanz immer stärker dezimiert werden.

Helmut F. Reichwald, zuvor Restaurator am bayerischen Landesamt, prägte diese Aufgabe von Beginn an in entscheidender Weise. Bereits im ersten Jahr wurde eine weitere Stelle für den Bereich Dokumentation und Objektdatenerfassung eingerichtet, die Maria Zernickel übernahm. Im Zuge der Musterrestaurierung am Esslinger Hochaltar kam 1980 eine Planstelle im Fachbereich Skulptur und Tafelbild hinzu, die mit Hans Hangleiter besetzt wurde. Dieses Projekt zur Schulung zahlreicher Praktikanten aus freien Werkstätten in Untersuchungs-, Dokumentations- und Konservierungstechniken war der Ausgangspunkt systematischer Qualitätssicherung im Bereich der Restaurierung in Baden-Württemberg.

Im denkmalfreundlichen Klima der 1980er Jahre konnten weitere, fachspezifische Stellen eingerichtet werden. Mit Andreas Menrad wurde die Ob-

jektbetreuung intensiviert, zunächst durch die Leitung einer Altarrestaurierung in Crailsheim. Otto Wölbart übernahm den Fachbereich Steinkonservierung und die Betreuung des Bereichs Glasmalerei.

Im Atelier folgten Karin Raible, Claudia Musolff und ab 1989 Jochen Ansel aufeinander.

Das Restaurierungsarchiv wurde ab 1988 von Heike Hasenmaier betreut. Dörthe Jakobs kam 1994 nach dem Weggang von A. Menrad für den Fachbereich Wandmalereikonserverung hinzu. A. Menrad kehrte 2003 nach Pensionierung von H. F. Reichwald für die Leitung des Referats zurück. Vor zwei Jahren endlich konnte Präsident Prof. Dr. Dieter Planck auch den Bereich Metallkonservierung dauerhaft mit Rolf-Dieter Blumer besetzen. Somit ist das Fachgebiet Restaurierung im Vergleich mit dem Bundesdurchschnitt personell gut gerüstet – es hat allerdings auch ein großes Bundesland mit umfangreicherem Denkmalbestand zu betreuen.

Seit 1978 wurden durch das Fachgebiet Restaurierung vom Wegekreuz bis zum Münster über 5000 Objekte betreut. Einige davon – um nur die Untersuchungs- und Konservierungskampagne zu den

5 Freilegung einer Altar-Farbfassung mittels Strappomethode in Neustadt.



ottonischen Wandmalereien von St. Georg auf der Reichenau oder Martin Schongauers monumentale Wandmalereien im Breisacher Münster zu erwähnen – haben Restaurierungsgeschichte geschrieben. Das heutige Landesamt für Denkmalpflege möchte das 30-jährige Bestehen seiner Amtsrestaurierung im Rahmen einer Fachtagung im Rastatter Schloss begehen. Dabei sollen nach einem kurzen Rückblick auf seine Geschichte vor allem aktuelle, restaurierungstechnologisch besonders innovative Projekte vorgestellt und besprochen werden, über die dann am Abend in geselliger Runde weiter diskutiert werden kann.

Am zweiten Tag bietet sich die Gelegenheit, die aktuellen Restaurierungen des außergewöhnlich vielseitigen und hochwertigen Bestands der Schlosskirche kennen zu lernen.

Der Unkostenbeitrag beträgt 10 Euro. Interessenten wenden sich mit dem Stichwort „30 Jahre Restaurierung“ per E-Mail (mariana.bauer@rps.bwl.de) oder brieflich an das Landesamt für Denkmalpflege, zu Hd. Mariana Bauer. Sie erhalten dann das Programm und die Bankverbindung. Aufgrund der Raumkapazität ist nur eine beschränkte Teilnehmerzahl möglich. Die Plätze werden nach Zahlungseingang vergeben.

Tag des offenen Denkmals

14. September 2008
Bundesweite Eröffnungsveranstaltung
Esslingen am Neckar, Rathausplatz
Ab 11 Uhr

Von links: Helga Campbell, Margarete Unger, Dr. Irene Plein. Unten von links: Claudia und Sarah Campbell.



Der Tag des offenen Denkmals steht in diesem Jahr unter dem Motto: „Vergangenheit aufgedeckt – Archäologie und Bauforschung“. Zum ersten Mal findet die bundesweite Eröffnungsveranstaltung in diesem Jahr in Baden-Württemberg statt: in Esslingen am Neckar. Dort wird der Tag des offenen Denkmals aus diesem Anlass um die Esslinger Denkmalwochen 2008 erweitert. Über 90 Veranstaltungen werden am Tag des offenen Denkmals allein in Esslingen stattfinden, weit über 40 weitere Programmpunkte runden das Programm während der Denkmalwochen ab. In ganz Baden-Württemberg werden über 800 Denkmäler der Öffentlichkeit zugänglich sein.

Das Gesamtprogramm zum Tag des offenen Denkmals mit allen Veranstaltungen in Baden-Württemberg liegt seit Anfang August kostenfrei in öffentlichen Gebäuden aus. Außerdem ist es kostenlos über das Landesamt für Denkmalpflege zu beziehen: Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Berliner Str. 12, 73 728 Esslingen, Fax.: 0711-90445249, Email: Denkmaltag2008@rps.bwl.de
Das kostenlose Programmheft zu den „Esslinger Denkmalwochen 2008“ mit allen Veranstaltungen zum Tag des offenen Denkmals in Esslingen kann bei der Esslinger Stadtmarketing&Tourismus GmbH (EST) bestellt werden unter: Tel. 0711-396939-69; Fax –39 oder info@esslingen-tourist.de
Bei Bedarf sendet das Landesamt für Denkmalpflege auch beide Broschüren gemeinsam zu.

Ausstellung „Entdeckungen – Höhepunkte der Landesarchäologie“ erfolgreich beendet

Kurz vor Ausstellungsende konnte am Mittwoch, 2. Juli, im Alten Rathaus in Esslingen der 10000. Besucher der „Entdeckungen – Höhepunkte der Landesarchäologie“ begrüßt werden. Die Präsentation attraktiver Funde und neuer Forschungsergebnisse des Landesamtes für Denkmalpflege rief seit ihrer Eröffnung am 20. April reges Publikumsinteresse hervor. Helga Campbell aus Brisbane in Australien war die 10000. Besucherin. Aus diesem Anlass überreichte ihr die Referentin für Öffentlichkeitsarbeit des Landesamtes Dr. Irene Plein einen Blumenstrauß und einige archäologische Publikationen. Die Ausstellung soll in etwa drei Jahren wiederholt werden, wenn die Landesarchäologie neue Funde geborgen und restauriert hat. Mit der Ausstellung informiert die Landesarchäologie über ihre aktuelle Arbeit und trägt zur Bereicherung des Kulturlebens der Stadt Esslingen bei.

Denkmalpflege und Kreisarchive

Bericht von der 56. Sitzung der AG der Kreisarchive beim Landkreistag Baden-Württemberg

„Denkmalpflege und Kreisarchive – Berührungspunkte“ war das Thema der 56. Sitzung der Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchive beim Landkreistag Baden-Württemberg, die am 7. Mai 2008 in Salem/Bodenseekreis stattfand. Als Vertreter der Landesdenkmalpflege waren Dr. Ulrike Plate und Martina Blaschka zu Gast. Frau Plate erläuterte Struktur und Aufgaben der Landesdenkmalpflege nach der Verwaltungsreform. Sie erklärte, was ein Kulturdenkmal ist und wie das Wissen darüber gewonnen bzw. auch wieder verbreitet wird. Da aufgrund der prekären Personalknappheit kaum noch eine vertiefte Inventarisierung stattfindet, führt der Weg der Denkmalpfleger leider nur noch selten in die Archive, berichtete Frau Plate. Martina Blaschka referierte über das Projekt zur Erfassung der Kleindenkmale, das die enge Zusammenarbeit mit dem jeweiligen Kreisarchiv zwingend voraussetzt. In den Vorträgen der Kreisarchivare wurde deutlich, dass es viele Berührungspunkte mit der Denkmalpflege gibt, die zum Teil auch intensiv genutzt werden. An erster Stelle wurde genannt: die Organisation des Tags des offenen Denkmals, dicht gefolgt von der Zusammenarbeit im Rahmen der Erfassung von Kleindenkmalen. Aber auch die gemeinsame Erarbeitung von Kulturdenkmalführern habe enge Kontakte erbracht. Bemängelt wurde von Seiten der Kreisarchivare, dass ihr Wissen und die Archivquellen in der Alltagsarbeit der Denkmalpflege noch zu wenig nachgefragt werden. Kreisarchivare sind nicht nur für die Archive der Landkreise zuständig, sondern betreuen meist auch die Stadt- und Gemeindearchive in ihrem Landkreis, die über ein eigenes Archivpersonal verfügen. Insofern können sie sehr schnell Informationen über Quellen der Denkmalpflege bereitstellen bzw. auf relevante Archivalien verweisen. Sie stellen ihr Wissen deshalb nicht nur bei lokal-historischen Fragen, sondern insbesondere auch bei Recherchen nach Einzelobjekten gerne zur Verfügung. In der verstärkten Kontaktaufnahme von Seiten der Denkmalpflege sehen die Kreisarchivare die Möglichkeit, die Denkmalpflege im Land zu stärken. Lagerbücher, Brandversicherungskataster, historische Ansichten, Pläne und Bauakten – in den Archiven schlummern vielfältige Informationsquellen zu Gebäuden, die auf die eine oder andere Weise auf dem Arbeitsplan der Denkmalpfleger landen. Hier können sich Angaben zu früheren Besitzverhältnissen, zur Funktion, zum Alter und zu baulichen Veränderungen finden: wichtige Informationen zum Verständnis und somit auch zum angemessenen Umgang mit einem Baudenkmal.



100. Geburtstag von Walter Supper

Am 9. September 2008 jährt sich zum 100. Mal der Geburtstag von Dr. Walter Supper – Anlass, um an seine denkmalpflegerische Leistung zu erinnern. Von 1946 bis 1973 war er im Dienst der staatlichen Denkmalpflege des Landes tätig. Einen großen Teil seiner Arbeitszeit widmete er der Bearbeitung von Baugesuchen, doch seine ganze Leidenschaft galt der Erhaltung alter Orgeln wie auch der Gestaltung neuer Instrumente. Als Organist an der Esslinger Frauenkirche – ein Amt, das er mehr als 50 Jahre ausübte – brachte er die musikalische Erfahrung mit, als Architekt hatte er mit dem Thema „Architekt und Orgelbau“ promoviert. So konnte er Fragen der instrumentalen Erhaltung ebenso kompetent behandeln wie solche der Gestaltung und Disposition neuer Werke. In besonders enger Weise ist sein Name verbunden mit der Entdeckung und Erforschung der Barockorgeln Oberschwabens. 1941 legte er hierzu mit H. Meyer das grundlegende Standardwerk vor. Darüber hinaus veröffentlichte er Beiträge zu Themen der Orgeldenkmalpflege und Orgelkunde – nicht weniger als 91 Titel listet die Literaturlisten der „Gesellschaft der Orgelfreunde“ auf, eines Vereins, mit dessen Gründung 1951 in Ochsenhausen Dr. Supper ebenfalls eng verbunden war. Wesentlichen Anteil hatte Dr. Supper außerdem an der Formulierung und Verabschiedung des „Weilheimer Regulativs“, so genannt nach einer 1957 in Weilheim stattgefundenen Tagung. Darin wurden erstmals Richtlinien zum Schutz alter wertvoller Orgeln aufgestellt. Dieses Regelwerk zählt zu den frühesten Regelwerken der Denkmalpflege überhaupt und war damit seiner Zeit voraus. Erst sieben Jahre später, 1964, wurde die „Charta von Venedig“ als eine vergleichbare Grundsatzerklärung für die Erhaltung von Bau-

Landrat Wölfle und Vorsitzender Dr. Kramer (in der Mitte) bei der 56. AG-Sitzung der Kreisarchive am 9. Mai 2008 in Salem.

Orgelspieltisch aus der
Stuttgarter Stiftskirche
vor der Zerstörung 1944.



denkmalen verabschiedet. Wenn auch in dem seit damals vergangenen halben Jahrhundert die Grundsätze für den Umgang mit historischen Organen weiterentwickelt worden sind, so bleibt Dr. Supper das Verdienst, den Grundstein für diesen wichtigen Zweig der denkmalpflegerischen Arbeit gelegt zu haben, nicht nur in Baden-Württemberg, sondern darüber hinaus.

Hubert Krins

Personalia

Dr. Jörg Bofinger

Referent für Großgrabungen und lineare Projekte
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege, Referat 115
Tel.: 0711-90445-146
E-Mail: joerg.bofinger@rps.bwl.de

Seit April 2006 ist Dr. Jörg Bofinger als Referent für Großgrabungen und lineare Projekte am Landesamt für Denkmalpflege tätig. Der 1967 in Stuttgart geborene Archäologe hat in Tübingen und Aix-en-Provence Vor- und Frühgeschichte im Hauptfach sowie die Nebenfächer Klassische Archäologie und Geologie studiert. Seine Masterarbeit behandelte die mittelneolithische Siedlung im „Lindele“ in Rottenburg a.N. Das Thema der jungsteinzeitlichen Besiedlung der Landschaft zwischen Schönbuch und Neckar konnte er in seiner

Tübinger Dissertation mit dem Titel „Untersuchungen zur neolithischen Besiedlungsgeschichte des Oberen Gäus“ weiterverfolgen.

An die Promotion im Jahr 2000 schlossen sich zunächst eine Tätigkeit für das LEADER II-Programm der Europäischen Union in Oberschwaben an sowie in den Jahren 2001 bis 2003 ein wissenschaftliches Volontariat bei der archäologischen Denkmalpflege Baden-Württemberg.

Im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms „Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse“ war er mit der wissenschaftlichen Grabungsleitung am frühkeltischen Fürstensitz Heuneburg betraut und dort zwischen April 2004 und 2006 für das Landesamt für Denkmalpflege tätig. Die fachlichen Schwerpunkte der Siedlungsarchäologie und der Einsatz moderner EDV-gestützter Ausgrabungs- und Auswertungsmethoden nehmen in seinem gegenwärtigen Aufgabengebiet eine wesentliche Rolle ein. So ergeben sich gerade bei der archäologischen Begleitung von Großprojekten wie beispielsweise dem Pipelinebau völlig neue und vor allem ungefilterte Aufschlüsse durch die Landschaften – oftmals weit über 100 km Länge hinweg. Diese erlauben es, differenzierte Nutzungsbilder der jeweiligen Kulturlandschaft durch den vorgeschichtlichen Menschen zu zeichnen und auf dieser Basis neue Erkenntnisse zum Siedlungsverhalten zu gewinnen.

Dr. Ulrike Plate

Referatsleitung Fachliche Grundlagen, Inventarisierung, Bauforschung
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege, Referat 112
Tel.: 0711-90445-226; Fax: 0711-90445-444
E-Mail: ulrike.plate@rps.bwl.de

Zum 1. Juni 2008 übernahm Dr. Ulrike Plate die Leitung des Referats Fachliche Grundlagen, Inventarisierung, Bauforschung. Sie arbeitet seit vielen Jahren in der Denkmalpflege (vgl. hierzu das Porträt in Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1996, S. 170). Im Jahr 2000 übernahm sie die Leitung des Bereichs Listeninventarisierung und war damit für die Erfassung und Bewertung der Kulturdenkmale in Baden-Württemberg verantwortlich, seit 2002 hat sie außerdem die Redaktion der Publikationsreihe Denkmaltopographie in Baden-Württemberg inne. Mit der Verwaltungsstrukturreform übernahm sie 2005 die Fachbereichsleitung Inventarisierung im Landesamt für Denkmalpflege. Kulturdenkmale zu erforschen und das Wissen über ihre Bedeutung zu vermitteln ist ihrer Überzeugung nach eine zentrale Aufgabe der Landes-



Jörg Bofinger.



Ulrike Plate.

denkmalpflege. „Eine erfolgreiche Denkmalpflege gründet auf dem soliden Wissen über die Denkmale. Gerade in schwierigen Zeiten darf die Landesdenkmalpflege diese Kernkompetenz nicht vernachlässigen.“ In ihrer neuen Position sieht Ulrike Plate die Möglichkeit, sich verstärkt für diese Aufgabe einzusetzen.

Dr. Bertram Jenisch

Referent für Mittelalterarchäologie
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 25 – Denkmalpflege
Tel.: 0761-208-3587
E-Mail: bertram.jenisch@rpk.bwl.de

Nach sieben Monaten Vakanz ist die Stelle des Referenten für Mittelalterarchäologie im Regierungsbezirk Freiburg seit 1. Februar 2008 wieder besetzt. Bertram Jenisch, geboren 1962 in Karlsruhe, studierte Vor- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie, Geologie und geschichtliche Landeskunde an den Universitäten Heidelberg, Freiburg i. Br. und Tübingen. Bereits während des Studiums war er zwischen 1986 und 1990 mit der örtlichen Grabungsleitung mehrerer Ausgrabungen in Villingen betraut. Seine Untersuchungen im Kapuzinerkloster legte er 1989 als Magisterarbeit an der Universität Freiburg vor. 1994 schloss sich die Promotion an der Universität Tübingen zum Thema „Die Entstehung der Stadt Villingen“ an. Seit 1991 war Jenisch beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg im Referat „Inventarisierung“ mit der Erfassung der archäologischen Denkmale des Mittelalters und der Neuzeit sowie der Bearbeitung des Archäologischen Stadtkatasters im Regierungsbezirk Freiburg betraut. Er arbeitete an zahlreichen Publikationen und Ausstellungen mit, darunter die Neukonzeption des Franziskanermuseums Villingen-Schwenningen. Seine Forschungsschwerpunkte sind die mittelalterliche Siedlungsentwicklung in Vernetzung mit der historischen Bauforschung, die Technikgeschichte (Bergbau und Glashütten)

sowie die Sachkultur (Keramik, Glas, Edelsteinschliff) in Südwestdeutschland. Ein weiteres Anliegen ist ihm der überregionale Vergleich dieser Forschungsergebnisse insbesondere mit Kollegen aus dem benachbarten Elsass und der Nordschweiz.

Dr. Melanie Mertens

Gebietsreferentin der Inventarisierung
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 – Denkmalpflege
Tel.: 0721-926-4859, Fax: 0721-926-4800
E-Mail: melanie.mertens@rpk.bwl.de

Seit Januar 2008 ist Dr. Melanie Mertens als Gebietsreferentin der Inventarisierung im Ref. 25 Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Karlsruhe tätig. Sie betreut die Erfassung und Erforschung der Kulturdenkmale im nördlichen Teil des Regierungsbezirks, dazu zählen die Stadtkreise Heidelberg und Mannheim sowie die Landkreise Neckar-Odenwald, Rhein-Neckar und der Landkreis Karlsruhe.

Melanie Mertens wurde 1967 in Osnabrück in Niedersachsen geboren. Nach einem Studium der Kunstgeschichte, Publizistik und Betriebswirtschaftslehre in München und Berlin trat sie im Jahr 2000 in den Dienst des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg in Stuttgart. 2002 wechselte sie in die Außenstelle Karlsruhe, um die Kulturdenkmalliste Heidelbergs für den Welterbeantrag bei der Unesco aufzuarbeiten. Für die Inventarisierung des Landkreises Tuttlingen ging sie 2003 in die Außenstelle Freiburg. 2005 übernahm Frau Mertens die Neubearbeitung des Dehio-Handbuchs für Westfalen am Amt für Denkmalpflege in Münster, was sie insbesondere nach Ostwestfalen führte.

Vor ihrem beruflichen Engagement in der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg hat Frau Mertens zahlreiche Beiträge zur Barockarchitektur Berlins und Brandenburgs publiziert. Hinter dem



Bertram Jenisch.



Melanie Mertens.

Wechsel von der Universität in die behördliche Denkmalpflege stand der Wunsch, die Eigenheiten und Belange historischer Zeugnisse der Architekturgeschichte einer breiteren Öffentlichkeit und den zuständigen Behörden zu vermitteln und für ihre Erhaltung einzutreten.

Buchbesprechung

Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung, Band 7, 2007

Hg. v. Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege und dem Arbeitskreis für Hausforschung, Regionalgruppe Baden-Württemberg, Esslingen 2007

293 S., zahlreiche Abb. und Farbtafeln
ISBN 978-3-927714-89-2, Euro 35,-

Bezug über die Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern, Berliner Str. 12, 73 728 Esslingen

Ende des Jahres 2007 ist mit dem Band 7 der jüngste der bewährten Berichtsbände erschienen, die vom Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg und der Regionalgruppe Baden-Württemberg des Arbeitskreises für Hausforschung gemeinsam herausgegeben werden. Der neue Band mit 268 Seiten und 25 Farbtafeln weist 14 Beiträge aus allen Gebieten der Bau- und Hausforschung auf, wobei insbesondere die methodische Vielfalt bemerkenswert ist. Den inhaltlichen Schwerpunkt bilden dabei Gebäudemonografien von vorwiegend mittelalterlichen Bauten. Mit dem Haus Kanzleistraße 24 aus Reutlingen von 1267 präsentiert Tilmann Marstaller ein weiteres Fachwerkgebäude des 13. Jahrhunderts aus Baden-Württemberg, das wiederum gegenüber den bekannten Konstruktionen einige Besonderheiten aufweist. Auf der Grundlage einer präzisen Darstellung der Befunde und der zeichnerischen Rekonstruktion des ursprünglichen Gefüges wird hier wichtiges baugeschichtliches Vergleichsmaterial geliefert.

Aus dem ausgehenden Mittelalter stellt Stefan King zwei auf den ersten Blick unscheinbare und daher auch bereits abgebrochene bzw. von durchgreifenden Umbauten bedrohte Fachwerkbauten aus Gaienhofen-Horn am Bodensee vor. Diese Bauernhäuser stammen im Kern von 1486 (Hauptstraße 122) und 1502/03 (Hauptstraße 114), zeigen aber trotz ihrer engen zeitlichen und räumlichen Nähe deutliche, bislang allerdings nur schwer zu erklärende Unterschiede in konstruktivem Gefüge und Grundrißstruktur. Angesichts ihres Schicksals sind diese Bauten damit eine deutliche Mah-

nung, gerade auch im mit Beispielen dieser frühen Zeitstellung nicht allzu reich gesegneten ländlichen Bereich unbedingt jedem noch erhaltenen Objekt die gebührende Aufmerksamkeit zukommen zu lassen.

Stefan Uhl behandelt in seinem Beitrag das Rathaus von Veringenstein mit Fachwerkkonstruktion und Dachwerk, datiert um 1503. Als Besonderheit ist hier allerdings festzuhalten, dass die beiden unteren Geschosse mit ihren saalartigen Räumen als Massivbauten mit Fachwerkfassade errichtet wurden, auf denen das 2. Obergeschoss mit den Rats(Bohlen-)stuben in Fachwerk aufsitzt. Der in seinem konstruktiven Gefüge seit Beginn des 16. Jahrhunderts nur wenig veränderte Bau besitzt auch noch wesentliche Teile seiner historischen Ausstattung und gehört damit zu den besterhaltenen südwestdeutschen Rathausbauten. Daher ist besonders bedauerlich, daß sich die Funktionen der so gut erhaltenen Räume weitgehend nur durch Analogie, aber nicht durch entsprechende Archivalien belegen lassen; der Autor weist selbst auf diesen Mangel auch bei anderen Rathäusern hin und fordert daher zu Recht weitere Untersuchungen ähnlicher Intensität als Grundlage einer Funktionsanalyse solcher Gebäude.

Dies belegt dann zugleich auch die andere hier veröffentlichte Untersuchung zu einem Verwaltungsbau, in der Barbara Kollia-Crowell und Robert Crowell das Rathaus von Neckarzimmern vorstellen, bei dem die Entstehungszeit als „Herrschaftsbau“ und Schloss bis zur Umnutzung zum Rathaus 1932 mangels entsprechender Archivalien bislang weitgehend im Dunkeln lag. Durch die Bauuntersuchung gelang es, das 1657 neu errichtete Rentamt der Herren von Gemmingen-Hornberg als Fachwerkbau auf einem massiven Sockel mit seinem konstruktiven Gefüge und der Nutzungsstruktur zu fassen, aus dem dann um 1765 durch Umbau das herrschaftliche Schloss entstand mit massiven (neue Giebelwandscheibe) oder zumindest durch Verputz massiv wirkenden Außenwänden. Mit dieser Funktion wurde der Bau 1873 noch einmal durchgreifend renoviert, bis im 20. Jahrhundert hier mit wiederum großen Veränderungen Rathaus und Schule etabliert wurden. Das Ergebnis war schließlich ein in seinem Gefüge schwer geschädigter Bau, dessen sachgemäße Sanierung nur auf der Grundlage der dargestellten Bauuntersuchung möglich war.

Ein weiteres herrschaftliches Gebäude behandelt Stefan Uhl mit seiner Untersuchung des Zollenschlosses in Balingen. Obwohl das Hauptgebäude der überaus malerischen Baugruppe in den 1930er Jahren weitgehend neu errichtet wurde, gelingt es dem Autor, aus archivalischen Nachrichten, historischen Abbildungen und erhaltenen Bau Spuren gerade auch diesen Bau überzeugend ge-



danklich zu rekonstruieren. Dabei war es sogar möglich, mit allen landesgeschichtlichen Konsequenzen den Ursprungsbau dendrochronologisch auf um 1372 zu datieren. Die Darstellung verdeutlicht allerdings auch den Verlust eines der bis zum 20. Jahrhundert besterhaltenen spätmittelalterlichen Fachwerkbauten auf einer Burg.

Burghard Lohrum stellt in seinem Beitrag die „Obere Burg“ mit dem sog. „Steinhaus“ und dem Schochenturm in Besigheim in ihrer komplizierten bauhistorischen Entwicklung vom 13. bis 16. Jahrhundert vor. Grundlage der Darstellung bilden dabei genaue Bestandspläne des großen Massivbaues, denen dann zu den einzelnen Phasen Rekonstruktionsskizzen gegenübergestellt werden. Lassen Lage und Bautyp bereits den adeligen Kontext der Entstehung der Gebäude erwarten, so liefert der anschließende Beitrag von Brigitte Popper mit den archivalischen Nachrichten zu dem Steinhaus den Nachweis, dass dieses 1413 aus dem Besitz einer lokalen Adelsfamilie an die Landesherrschaft überging, wo es bis 1967 verblieb. Damit verbunden war der Nutzungswandel vom städtischen Adelsitz zu einem herrschaftlichen Fruchtkasten, bis Ende des 18. Jahrhunderts die Gefängnisnutzung hinzukam und schließlich von 1839 bis 1949 dominierend wurde. Der Umbau zu einer städtischen Musikschule lieferte schließlich den Anlaß zu der dargestellten bauhistorischen Untersuchung.

Ähnlich komplex ist die Baugeschichte des Peterhofes in Freiburg, des ehemaligen Stadthofes des Schwarzwaldklosters St. Peter, die von Frank Löbbecke und Stephanie Zumbrink dargestellt wird. Dabei diesem heute im Universitätscampus aufgegangenen Gebäudekomplex insbesondere nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges die Bausubstanz selbst deutlich dezimiert ist, wurden hier in höherem Maße auch archäologische Untersuchungen und die Auswertung von archivalischen Quellen mit herangezogen. Das Ergebnis ist eine ausführliche Darstellung zur 800-jährigen Geschichte des Aufbaues und der Veränderung einer der wichtigsten klösterlichen Vertretungen in Freiburg.

Einen ähnlichen Zeitraum deckt die Baugeschichte des Wormser Hofes in Wimpfen ab, die von Anja Krämer und Markus Numberger aufgearbeitet wurde. Auch bei diesem ehemaligen „Pfalzbau“ des bischöflichen Stadtherren neben der Stadtkirche ist die ältere, im Kern noch romanische mittelalterliche Substanz durch spätere, vor allem barocke Umbauten stark überprägt, aber als Ergebnis der hier vorgestellten Untersuchung doch in den wesentlichen Zügen noch rekonstruierbar. Dabei entsteht das Bild von einander ergänzenden Einzelbauten, woraus sich schließlich über verschiedene Zwischenschritte die heutige Dreiflügelanlage entwickelte.

Anders als bei den bisher dargestellten Beiträgen beruht die Darstellung von Bertram Jenisch zum „Haus zum Kristallen Eck“ in Freiburg ausschließlich auf archäologischen Befunden anlässlich der Neubebauung der früheren Hausstätte. Passend zum Namen des Hauses gelingt hier der Nachweis der technischen Anlagen einer der bislang nur archivalisch belegten spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Edelsteinschleifereien in einem städtischen Gewerbegebiet, an deren Stelle hier dann im 18. Jahrhundert eine Gewerbemühle trat. Der Beitrag stellt so eine wichtige Ergänzung der sonst vor allem den konstruktiven Gefügen gewidmeten Aufsätze dar.

Zwei Beiträge des Bandes sind nicht einzelnen Bauten, sondern Nutzungsphänomenen (Albrecht Bedal) oder historischem Baumaterial (Ulrich Knapp) gewidmet. Der Artikel von Albrecht Bedal beschäftigt sich schwerpunktmäßig an Beispielen aus Schwäbisch Hall mit dem Phänomen des Dachausbaues, zu dem ja früher bereits von Norbert Bongartz Befunde aus Baden-Württemberg vorgelegt wurden. Allerdings kommen nun zu den „Sommerstuben“, sonstigen Stuben und Kammern und Räumen bislang unbekannter Nutzung etwa auch Zimmersynagogen hinzu, wie sie in Schwäbisch Hall alleine schon in zwei Beispielen aus dem 18. Jahrhundert belegt sind.

Mit einer Materialgruppe aus dem Bereich der Dachdeckung beschäftigt sich, anknüpfend an seine früheren Beiträge zu diesem Thema an anderer Stelle, der Artikel von Ulrich Knapp zu den mehrfarbigen Ziegeldeckungen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit im Süd-Westen. Gerade auch dieser ausführliche Beitrag zu diesem vielfach vernachlässigten Thema kann von den beigegebenen Farbtafeln profitieren, auf denen die wichtigsten Belegstücke in guter Qualität dargestellt sind.

Zwei Beiträge befassen sich schließlich aus kunsthistorischer Sicht mit mittelalterlicher Klosterarchitektur; sie beruhen auf den Ergebnissen von Magisterarbeiten am Institut für Europäische Kunstgeschichte in Heidelberg. Katinka Krug behandelt dabei die mittelalterlichen Klausurbauten des Zisterzienserklosters Bronnbach und arbeitet dort die unterschiedlichen Bauphasen heraus, und Charlotte Lagemann analysiert die Bauformen der Klosterkirche Gnadental mit dem Ergebnis einer deutlich früheren Datierung der Entstehungszeit. Beide Arbeiten werfen dabei weiterführende Fragestellungen auf, die bei entsprechenden Untersuchungsmöglichkeiten mit dem Methodenspektrum der Bauforschung sicher gelöst werden könnten.

Insgesamt ist den Herausgebern für diesen wiederum überaus gelungenen Band zu danken. Hinter der Vielfalt der hier vorgestellten Untersuchun-

gen verbirgt sich eine jeweils meist mehrjährige Forschungsarbeit, durch die unser Wissen nicht nur zu den behandelten Bauten wesentlich erweitert worden ist. Der Band stellt so auch einen weiteren überaus wichtigen Beleg für den Nutzen bauhistorischer Forschung in allen Bereichen der Denkmalpflege dar.

Ulrich Klein

Neuerscheinung

**Das Denkmal als Fragment –
das Fragment als Denkmal.**

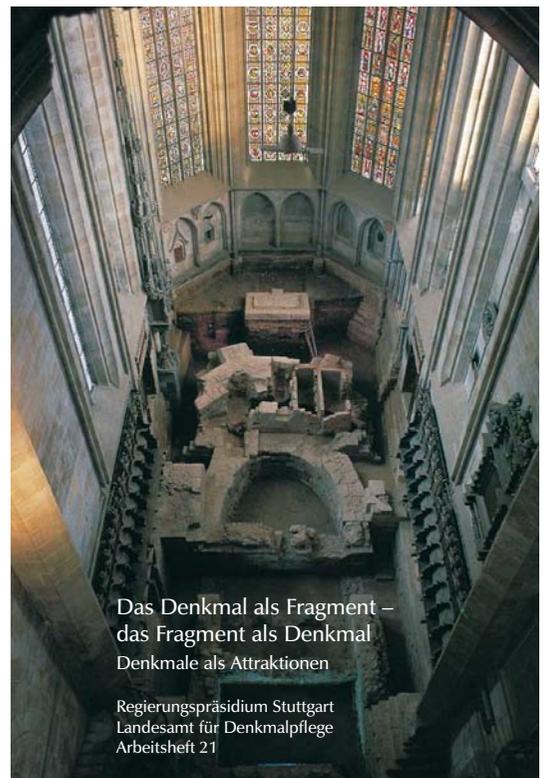
Denkmale als Attraktionen. Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger (VdL) und des Verbandes der Landesarchäologen (VLA) und 75. Tag für Denkmalpflege 10.–13. Juni 2007 in Esslingen am Neckar. Arbeitsheft 21, hg. v. Regierungspräsidium Stuttgart,

Landesamt für Denkmalpflege, Theiss Verlag, Esslingen 2008

578 Seiten mit zahlreichen meist farbigen Abbildungen

ISBN 978-3-8062-2221-0, Euro 39,90

Das Arbeitsheft enthält 52 Vorträge der ersten gemeinsamen Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger und des Verbandes der Landesarchäologen in der Bundesrepublik Deutschland sowie des 75. Tages für Denkmalpflege, die im Juni 2007 in Esslingen stattfanden. Unter dem Titel „Denkmale als Attraktionen“ beschäftigt sich der Tag für Denkmalpflege in erster Linie mit der öffentlichen Reflexion dessen, was Denkmalpflege darstellt. Dazu referieren eine Journalistin, ein Touristiker und ein Denkmalpfleger. Die Fachtagung widmet sich dem Thema „Das Denkmal als Fragment – das Fragment als



Das Denkmal als Fragment –
das Fragment als Denkmal
Denkmale als Attraktionen

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Arbeitsheft 21

Denkmal“. In sieben Sektionen behandeln die nationalen und internationalen Fachteilnehmer das Thema aus den verschiedensten Blickwinkeln. Zentrale denkmalpflegerische Fragestellungen werden sowohl aus Sicht der Archäologie wie auch der Bau- und Kunstdenkmalpflege angesprochen.

Die Themen der Sektionen lauten im Einzelnen:
– Denkmal als Fragment – Ideologie und Zeitgeist
– Fragmente als Gegenstand der Denkmalpflege
– Fragmentierung als Denkmalwert
– Fragmentierung und Erhaltungszustand
– Fragmentierung durch Verlust der Umgebung
– Fragmentierung durch Verlust der historischen Funktion
– Fragmentierung als Prozess

Abbildungsnachweis

U1, U2 LAD, K. Fisch; S125 W. Hartz, Stuttgart; S127u Hausner; S128o Isometrische Darstellung des EG von Crowell; S128u Bauphasenplan, Längsschnitt von Crowell; S129ol Hausner; S129or–S130or LAD, B. Hausner; S130u–S133 Crowell; S134u–S135 Stadt Esslingen; S136–S138, S139ul, S139ur Lohrum; S139o M. Enderle; S139m, S139um M. Wider; S140u RPK Ref. 25; S141o, S142, S143ml, S143or R. Staub; S141u Zeichnung RPK, R. Barcsay-Regner; S143ol G. Wieland; S143ur G. Gassmann; S144u–S145, S146u–S148o, S149o LAD; S146o, S148u, S149u LAD, Y. Mühleis; S150o, S151u, S152o, S153–S154m, S155 LAD, B. Hausner; S150u Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe (H/Buchen/1); S151o LAD, C. Mohn/O. Teichauer; S152u, S154u RPK, Ref. 25; S156u Photogrammetrie Büro Fischer, Mühlheim, überarbeitet durch R. Lung, Reichenau, und F. Löffbecke; S157o I. Leiner, Rosgartenmuseum Konstanz Inv.-Nr. T 396; S157u–S158 Löffbecke;

S159–S161, S162u–S164 RPT, Referat Denkmalpflege; S162o Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S165 Verlagsbüro Wais & Partner; S166 LAD, Th. Bethlehem; S167 LAD; S168–S169 RPK, Ref. 25, M. Wenz; S171o Department für Anthropologie, Universität Wien; S171u H. Lumpe, SMNS; S173–S174o Blum; S174u H. Sting, Kunstanstalt Tübingen; S176 Stadtarchiv Ulm; S177ol, S177ml, S177mm, S177mr, S179–181 LAD; S177or St. Reling, Stuttgart; S178 LAD, I. Geiger-Messner.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg)
LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS.



- ① **Zeutern:** Firstständehaus, S. 127 ff.
- ② **Esslingen:** Burgstaffel, S. 134 ff.
- ③ **Neuenbürg:** Keltische Eisenproduktion, S. 140 ff.
- ④ **Remseck-Pattonville:** Archäologische Ausgrabungen, S. 144 ff.
- ⑤ **Osterburken-Schlierstadt:** Zisterzienserinnenkloster Seligental, S. 150 ff.
- ⑥ **Konstanz:** Stadtmauer, S. 156 ff.
- ⑦ **Münsingen:** Truppenübungsplatz, S. 159 ff.
- ⑧ **Mannheim:** Werkssiedlung Spiegelkolonie, S. 168 ff.
- ⑨ **Stuttgart:** Staatliches Museum für Naturkunde, S. 171 f.
- ⑩ **Tennenbronn:** Schwarzwaldhaus Hansmichelhof, S. 173 f.

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand, aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift



Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

**Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege**

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 - 0
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 130

Arbeitsstelle Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

**Regierungspräsidium Freiburg
Referat 25 Denkmalpflege**

Sternwaldstr. 14
79102 Freiburg im Breisgau
Postanschrift:
79083 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

**Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 Denkmalpflege**

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Postanschrift:
76247 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 26 - 48 00

**Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 25 Denkmalpflege**

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 800709
70507 Stuttgart
Telefon 07 11 / 9 04 - 0
Telefax 07 11 / 9 04 45 - 444

**Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 Denkmalpflege**

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Postanschrift:
Postfach 2666
72016 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 21 31

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte
freimachen.
Danke.

An das
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt nach Esslingen. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Adressänderungen können Sie uns ebenfalls mit dieser Karte oder auch direkt von Montag bis Mittwoch an Frau Glass-Werner durchgeben.
Telefon 0711-90445-203 oder
Email:
nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de